

EUROPEAN ESSAYS
ON NATURE
AND LANDSCAPE



UNTER
BÄUMEN

HELmut SCHREIER





EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE

Landschaften sind grenzübergreifend, der Blick auf Landschaften und die Kenntnis von ihnen schaffen Gemeinsamkeiten. Geschichte, Politik, Geologie, Wirtschaft, Biologie, Kunst und Literatur und viele Wissensbestände mehr werden in der Betrachtung der EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE zum Gegenstand. Die Beschäftigung mit Landschaften schärft den Blick auf die uns umgebende Natur und sie regt zum eigenen Naturerleben an. Wir sind auf unsere Landschaften in vielfältigem Sinn angewiesen, sie sind unsere Lebensgrundlage – vor allem die der kommenden Generationen. Warum Essays? Der Essay ist streng im Blick auf das Ergebnis, nicht aber in der Systematik. Im Mittelpunkt steht oft die persönliche Auseinandersetzung der Autorin oder des Autors mit dem jeweiligen Gegenstand. Alles ist erlaubt, wenn es die Lesenden dem Gegenstand näherbringt, ihn für sie erschließt. Der Essay ermöglicht einen an Perspektiven reichen Blickwinkel. In der hier vorgestellten Buchreihe den Blick auf Landschaften und Naturphänomene in Europa.

UNTER BÄUMEN

»Wald ist ein Ausschnitt der Erdoberfläche, der von Bäumen dominiert wird.« Diese Wikipedia-Definition hat mich amüsiert, als ich sie las. Darin könnte allerdings auch ein Hinweis stecken: Wälder für sich sind sinnleer, ohne Sinn. Wer über Wälder redet, redet über die Beziehung von Menschen zu Wäldern. Das gilt auch für Bäume. Wir handeln vom Wald – wir handeln von uns selber. Und werden dabei gewahr: Die forstwirtschaftliche Gewissheit der klugen Ausbeutung ist dahin. Wir suchen. Und bei der Suche, so denk ich, bietet UNTER BÄUMEN eine Art Waldlehrpfad.«

Helmut Schreier

EUROPEAN ESSAYS
ON NATURE
AND LANDSCAPE

HELMUT SCHREIER

UNTER
BÄUMEN

KJ M Buchverlag

Die EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE
werden von Klaas Jarchow herausgegeben.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung der Urheber unzulässig.

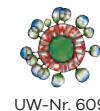
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

1. Auflage März 2023
Copyright © 2023 by Waldlichtung UG
Simrockstr. 9a, 22587 Hamburg
www.europeanessays.eu
ISBN 978-3-96194-204-6
Vertrieb: KJM Buchverlag, Hamburg
www.kjm-buchverlag.de

Satz, Gestaltung: Svenja Wiese, Hamburg
Gesetzt aus der Alisal und Scala Sans
gedruckt auf Munken Pure 120 g, Überzug f-color natur Hanf geprägt
Cover und Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
unter Verwendung von shutterstock_498904678
Korrektorat: Rainer Kolbe, Hamburg
Herstellung: Eberhard Delius, Berlin
Druck & Bindung: Gugler GmbH, Melk/Donau
Printed in Austria
Alle Rechte vorbehalten



PurePrint® by gugler®
drucksinn.at



Mehr über die European Essays
on Nature and Landscape:
www.europeanessays.eu

Jetzt rede du. Ich lasse dir das Wort!

Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.

Conrad Ferdinand Meyer

*Die Natur und unser Bild von ihr sind nicht voneinander zu trennen.
Landschaft ist das Werk des Geistes. Sie besteht ebenso aus Schichten
von Mythen und Ideen wie aus Gesteinsschichten.*

Simon Schama



Radweg unterm Laubdach

© Helmut Schreier

Leben aus Licht

Sonnenlicht fällt durch die Lücken im Laubdach und wirft ein Muster aus Flecken und Punkten auf die Wegdecke. Vor meinem Fahrrad entrollt sich das Bilderband, übersät mit Sonnensprossen in allen möglichen Größen und Formen. Leuchtende Inselchen auf schattigem Asphalt, durchsetzt mit Haufen von Sonnentalern, hingestreuten Illusionen von sekundenlang aufscheinendem Reichtum. Das Muster des Teppichs wird durch das fortlaufende Dach der Buchen- und Robinienzweige auf den Weg projiziert. Wie die meisten finde ich gefleckte Oberflächen interessant – Apfelschimmel, Sommersprossen, Fleckvieh. Aber die Gegenwart der Bäume, die sich hier auf dezente Weise aufdrängt, ist ein Bonus: Unter Bäumen ist mir wohl. Ihre Nähe gibt mir Gelassenheit, den Vorschein des Gefühls, angekommen zu sein.

Wahrscheinlich könnte man – von den Sonnentalern auf dem Radweg ausgehend – eine Ästhetik des Schattens verschiedener Bäume entwickeln, etwa der doppelten Wohltat des Schattens unter Nussbäumen, die in der sommerlichen Hitze nicht nur Kühle spenden, sondern auch die Mücken fernhalten. Mir ist der mehrfach gebrochene Schatten noch lieber, den ich unter

dem Kandelaber meiner Eberesche finde: ein Halbschatten, von Sonnenspuren durchsetzt, die als feingestricktes Sonnenmuster auf die Kleider und Gesichter meiner Freunde fallen. Wären sie dem strahlenden Licht ausgesetzt, müssten sie ihre Augen unwillkürlich schließen, unter dem Schatten eines Sonnenschirms säßen sie unbeleuchtet im Halbdunkel, aber die Eberesche mit ihren lagenweise in alle Richtungen gerichteten Fiederblättern rückt jeden ins schönste Licht. Die Schattenästhetik ließe sich mit Beispielen aus anderen Weltgegenden leicht fortführen, etwa der besonderen Sinnlichkeit der schattigen Dämmerwelt in den Hallen der Sequoia-Wälder Kaliforniens. Dort drängt der Duft der Harzöle in die Lunge und verkündet selbst Blinden die Präsenz der alten Giganten. Und der Schatten der indischen Niim-Bäume in den Dörfern Afrikas wäre ein eigenes belehrendes Kapitel wert: die Rede des alten Teehaus-Betreibers auf Sansibar, der unter dem riesigen Blätterdach seines Niim-Baumes erklärte, wie der Aufguss aus den Blättern Malaria heilt und als Infusion oder als Wickel gegen 40 Krankheiten hilft. Im Schatten des Baumes spürte ich damals eine besondere Heiterkeit, und die vielen Besucher erschienen von der Bereitschaft zu lächeln ergriffen.

Ein perfekt kreisrunder Sonnentaler taucht auf dem Asphalt vor mir auf, und ich suche im Blätterdach nach der dazu passenden Lücke. Vergeblich, dort gibt es kein vollkommen rundes Schlüsselloch. Aber das braucht es auch nicht. Eine winzige Öffnung zwischen den Blättern genügt dem Lochkamera-Effekt bereits, um ein fotografisches Abbild der Sonnenscheibe auf den Radweg zu werfen: ein Selfie der Sonne, entlang dieser Strecke

hundertfach zwischen den Blättern des Laubdaches wie durch die Löcher in einem Durchschlagsieb aufgenommen. Lauter verkappte Hinweise auf den Stern, der unser Leben am Laufen hält.

Über eine Distanz von 150 Millionen Kilometern treibt das Sonnenlicht die Maschinerie der Bäume. Sie nehmen, wie alle grünen Pflanzen, Kohlendioxid aus der Luft und Wasser aus dem Boden und verwandeln diese Stoffe mit Hilfe des Lichts in Luft zum Atmen und Stärke zum Essen (Kohlenhydrate). Wir sind angewiesen auf das, was sie liefern, weil wir weder Kohlenhydrat noch Sauerstoff selbst erzeugen können. Im Unterschied zu den Pflanzen gehören wir zu den Lebewesen, die einander aufessen müssen, um leben zu können. Man könnte uns Substanz-Diebe nennen und, ganz gleich, ob wir Früchte essen oder das Fleisch anderer Tiere, Parasiten der Pflanzenwelt. Das Urteil klingt ein wenig harsch – vielleicht wäre die Vorstellung des Austauschs von Geschenken freundlicher und angemessener, denn Großzügigkeit ist ja gewissermaßen ein Hauptcharakterzug der Natur. Und dann ist da ja auch noch eine Wechselwirkung, die uns unser Parasitentum zur Symbiose umdeuten hilft, zumindest, was den Atem der Welt betrifft.

Mit jedem Atemzug nehme ich Sauerstoff auf, den grüne Pflanzen seit Jahrmillionen in die Atmosphäre abgeben. Aus den Wäldern steigt die Ausdünstung der Bäume empor, ich atme tief ein und spüre den Sauerstoffschub in den Lungenflügeln. Beim Ausatmen gebe ich Kohlendioxid in die Luft zurück, und dies nehmen Pflanzen ihrerseits auf, um mehr Kohlenhydrate zu erzeugen. Eine junge Eiche streckt ihre Blätter so ins Sonnenlicht,

als ob sie mir diesen Assimilationsprozess zeigen wollte, jedes Blatt eine Maschine zur Erzeugung von Kohlenhydraten. Ich betrachte die leuchtenden Blätter und versuche, den Verwandlungsprozess wahrzunehmen. So werde ich Zeuge der fortwährenden Erschaffung der Welt. Pflanzen halten alles am Leben. Wären sie nicht da, wären auch wir nicht da. Der Physiker Carl Sagan hat den eleganten Zyklus dieser Wechselbeziehung »eine Art planetenumspannende wechselseitige Mund-zu-Mund-Beratung« genannt.

Ich beiße in einen Apfel, kauje und fühle, wie der Apfelsaft durch die Speiseröhre in meinen Magen rutscht. In meinen Eingeweiden wird sich der Kohlenwasserstoff mit dem Sauerstoff verbinden, der in meinem Blut gelöst ist, und dabei bekomme ich die Energie, die mich am Laufen hält.

So hängt das Leben der Menschen am Leben der Pflanzen, und angesichts dieser Verbindung ahnt man womöglich etwas von dem großen Zusammenhang, den wir aufs Spiel setzen im Zeitalter mit dem Namen »Anthropozän«, was besagt: Das menschliche Handeln bestimmt den Lauf der Welt. Hoffentlich gewinnt die Einsicht in die wechselseitige Abhängigkeit bei unseren Entscheidungen an Einfluss. Womöglich fallen dabei allerdings die Geschichten, die wir einander erzählen, noch stärker ins Gewicht als die Erkenntnis.

Aus dem dunklen Spiegel meiner Erinnerung taucht ein Leiterwagen auf, einer mit Deichselgriff und Eisenreifen um die hölzernen Räder. Ich bin drei Jahre alt, sitze zwischen Kissen und Decken darin, meine Mutter, meine Großmutter, mein Großvater sind da, unterwegs mit Dutzenden Leuten aus der

Nachbarschaft. Es ist Abend, wir ziehen aus der Stadt hinaus, über Straßenpflaster und dann auf Sandwegen, den alten Hohlweg hinauf zum Obersberg. Es wird dunkel, da ist eine Kuhherde auf der Weide, ich habe den warmen Geruch noch in der Nase, und dann auf einmal sind über mir Bäume mit mächtigen Schirmen. Wir sind angekommen. Hier sind wir sicher, höre ich meine Mutter sagen. Die Stimmen vieler Leute klingen leise von überall her. Kein Feuer, kein Licht: Kein Flieger soll uns ausfindig machen. Es herrscht ja Krieg.

Im Morgenlicht zockeln wir zurück. Mein Großvater untersucht die Fassade unseres Hauses in der Bismarckstraße und findet eine lange Reihe von Kratern: Maschinengewehr, sagt er auf seine einsilbige Art. Wir haben diesmal Glück gehabt, sagen die Leute. Dort, über dem Bahnhof, jemand zeigt in Richtung der benachbarten Stadt, ist der Himmel mitten in der Nacht hell wie am Tag gewesen. (Zur Erinnerung: In der Bombennacht von Kassel, am 22. Oktober 1943, warfen 500 Flugzeuge der Alliierten 400 000 Brandbomben über Kassel ab, die Innenstadt verbrannte, die Zahl der Toten wird auf 10 000 geschätzt.) Wie oft wir in jener Zeit der Fliegerangriffe über Nacht in den Wald gezogen sind, ein Dutzend Mal oder öfter, kann ich nicht ermitteln, aber es war häufig genug, um mir eine vor allen Überlegungen liegende Gewissheit vom Wald als Schutz und sicherem Aufenthalt zu geben.

Beim Pilzesuchen in den Wäldern brachte mir mein Großvater in den Nachkriegsjahren die einfache Etikette des Waldlaufens bei. Sie bestand aus nur zwei Regeln, auf deren Inhalt er allerdings streng achtete: 1. *Rede nicht, höre!* 2. *Hinterlass*

keine Spuren! Ich versuche immer noch, mich daran zu halten, und fühle mich dabei manchmal wie der alte Waldläufer, als der er mir immer erschien. An seiner Seite durchschritt ich die unterschiedlichen Räume der Nadelhölzer und Buchenwälder und fand dabei dauernd neue architektonische Varianten von dunklen Kammern und strahlenden Kathedralen. Zwischen Fichtenwänden folgten wir einem Buckelweg, der sich vor einer moosbedeckten Böschung zu einer mit Astwerk und Zweigen bedeckten Arena ausweitete. Unter den Zweigen leuchteten Hunderte von gelben knopfartigen Pfifferlingen. Wir traten in Buchenhallen mit glatten grauen Stämmen wie Säulen, hinter denen sich ein weiter Horizont auftat, in der Ferne zockelte ein Sprung Rehe vorüber, aber die Offenheit war zugleich von den Serien der Stämme so eingeschränkt, dass Fernes und Nahes eine Balance bildeten. Es gab trockene beigefarbene Böden, mit feinem hellen Gras bedeckt und fest unterm Tritt, und dann als Kontrast, kaum waren wir eine halbe Stunde bergab gegangen, durch schwarzen Schlamm mit tiefen Fahrspuren und Wasserlöchern, in denen Molche mit Rückenkämmen und roten Bäuchen schwieben. Die Bestände der Buchen und Hainbuchen, Eichen, Kiefern und Fichten ordneten sich zu je eigenen Gestalten von Unterholz und Stamm-Galerie. Und ihre Muster hingen auf irgendeine geheimnisvolle Weise mit der Bodenbeschaffenheit zusammen, als ob ihre Vielfalt dort im Grunde schon angelegt sei. Ich nahm die Eindrücke wie eine Kette schöner Reize wahr. Was man als durchkomponierte Eleganz der Waldräume bezeichnen könnte, wirkte damals heftig auf meine Phantasie, obwohl mir die Wörter fehlten, das auszudrücken, was mir vor



Sporendruck: Aus den Lamellen von drei verschiedenen Blätterpilzen sind über Nacht unterschiedlich gefärbte Sporen gefallen

Fixierung © Helmut Schreier

Augen lag und mich ansprach. Der Großvater und ich glaubten, wir könnten anhand der Anmutung eines Waldraumes vorhersagen, welche Sorte Pilze dort mit etwas Glück zu finden seien, und wir ließen uns auch dann nicht von dieser Gewissheit abbringen, wenn wir gar keine Pilze fanden. Sie könnten ja dort immer noch später auftauchen, und hatten wir nicht im vergangenen Jahr genau am Fuß jener alten Kiefer eine mächtige Krause Glucke gefunden?

Von der Erinnerung um das Wort »Pilz« fällt ein Licht auf die lange Zeitspanne, die seit jenen Jahren vergangen ist. Dass Fuß und Hut als Fruchtstände von einem weit im Boden verzweigten Geflecht hervorgebracht wurden, war mir auf vage Weise schon damals bekannt. Wir wussten auch, dass Sommersteinpilze in der Nähe von Eichbäumen wachsen und Rotkappen in der Nähe von Birken. Aber vom Ausmaß der Symbiose, vom Austausch der Substanzen zwischen Bäumen und Pilzen und vom Kommunikationsnetzwerk des *wood wide web* hatten wir keine Ahnung. Dies alles ist ja erst Ende der Neunzigerjahre hervorgekommen und wirkt als anhaltender Einfluss in Richtung eines neuen, veränderten Waldbildes. »Den Wald lesen lernen« – ein Projekt, das immer weitergeht.

Jedenfalls entdeckte ich in jenen Kinderjahren (den späten 1940ern und frühen 1950ern) den Reichtum an Naturschönheit, einen Schatz, den ich nicht mehr verlieren sollte. Das macht, dass ich dieser Tage an den tief herabschwingenden Ästen der beiden Kiefernäume im strömenden Regen am Gartenzaun stehen bleibe. Sie fangen Regentropfen auf und lassen sie wie Glasperlen an den langen Kiefernadeln baumeln. Der Perlen-schmuck schimmert im Licht. Eine Ringeltaube, die unter den überhängenden Zweigen Schutz gefunden hat, schaut mich aus gelben Augen an. Ihr plumper tropfenförmiger Körper in seinem grauen Federkleid harmoniert mit den tiefgrünen Büscheln der Kiefernpinsel. Das Bild erinnert an japanische Farbholzschnitte, und Kants Begriff vom »Naturschönen« kommt in den Sinn: Als Beleg dafür, dass im Schönen der Natur das metaphysische Versprechen einer harmonischeren Welt liegt. Ich gestehe, dass

mir die Philosophie, bei allem Trost, den sie zu liefern vermag, manchmal ein wenig überfrachtet erscheint. Ein simples Wort wie das englische »pretty« trifft es womöglich besser, wenn man auf einen Dialog mit den Dingen aus ist und sie nicht mit verkappten Erwartungen belasten möchte. Angesichts des Arrangements vor meinen Augen fällt mir jenes alte englische Weihnachtslied ein, das mit diesem Vers beginnt: »*The first day of Christmas my true love gave to me a partridge in a pear tree.*« (»Am ersten Weihnachtstag schenkte mir meine treue Liebe ein Rebhuhn in einem Birnbaum.«) Und noch ein Winterbild, das ich ab und zu im Schnee zu sehen kriege: Manchmal erscheinen in den kahl gewordenen, aber mit roten Beerendolden behängten Zweigen des Vogelbeerbaumes zwei Dompfaffen. Sie flöten den immer gleichen melancholisch klingenden einzelnen Flötenton und ernten sorgfältig Beere um Beere. Ich weiß nicht, woher sie kommen, den Sommer über sehe ich sie nie. Jetzt inszenieren sie ihren Auftritt, tauchen – stets als Paar – unvermittelt im dunklen Zweigfiligran vor schneebedecktem Gelände und graugetöntem Winterhimmel auf, als rote Kugelgestalten kostümiert, und bestreuen den Schnee mit Fetzen von Beerenschalen, die sie mit ihren Schnäbeln abgelöst haben von den winzigen Kernen, die sie als einzigen Teil der Beere zu sich nehmen. *Pretty.* Ich sehe mich als Fan ihrer Show, habe mir aber angewöhnt, nur leise zu applaudieren.

Neben dem »Naturschönen« brachte Immanuel Kant den Begriff des »Erhabenen der Natur« ins Spiel – das, was uns fremd ist und unser Denken überschreitet, sodass wir zu sprachlosen und doch faszinierten Zeugen werden. Kant selbst war

vom erhabenen Anblick des gestirnten Himmels berührt, und wahrscheinlich wäre die im Juli 2022 veröffentlichte Aufnahme des *James-Webb-Space-Teleskop* vom Südlichen Ringnebel, der die 2500 Lichtjahre entfernte Gaswolke eines sterbenden Sterns zeigt, ihm als geeignetes Beispiel erschienen, um zu illustrieren, was in der Literatur meist »das Sublime« der Natur genannt wird. Ob es auch Bäume gibt, die sublim wirken und uns mit Ehrfurcht und Unzugänglichkeit ergreifen? Wahrscheinlich. Und wahrscheinlich liegt es an mir selbst, dass mich kein einziger all der seltsamen und gigantischen Bäume, denen ich begegnet bin, erschüttert, verängstigt oder auch nur eingeschüchtert hat. Ich habe sie stets als Verbündete gesehen.

Wälder der Erde – Waldlandschaften im Urstromtal

Verlyn Klinkenborg, eine amerikanische Ökologin, berichtet, dass (weltweit) derzeit jedes Jahr 30 Milliarden Bäume gefällt oder verbrannt oder sonst wie zum Verschwinden gebracht werden. Das ist eine Zahl, die alles übersteigt, was durch laufende Baumpflanz-Aktionen wettgemacht werden könnte. (Abgesehen davon, dass eine Plantage von Heistern – jungen Bäumchen – Wert und Leistung eines alten Waldes ohnehin nicht ersetzt.) Deprimierend – wie so viele Nachrichten über den Zustand der Wälder auf der Erde.

Welch schönes Paradox, dass ausgerechnet ein Gang in den nächstgelegenen Wald diese (wie manche aus anderen Quellen

gespeiste) Depression lindern kann! Der therapeutische Waldzauber ist immer noch ein für die meisten einigermaßen zugängliches Privileg. Sein Anblick, sein Geruch erinnern daran, dass die Welt viel weiter und großzügiger ist, als sie auf dem Bildschirm meiner eigenen engen Vorstellungen erscheint.

Seit fünfzehn Jahren lebe ich an der Mittelelbe zwischen Fluss und Wäldern, die auf Moränenhügeln (Resten der beiden letzten Vergletscherungen) im Lauf der Zeit entstanden sind und in ganz verschiedener Gestalt zutage treten. Fünf dieser Waldgestalten habe ich ausgesucht, um sie hier nacheinander als Sequenz in ihrer Vielgestaltigkeit vorzuführen, mit einem Akzent auf ihrer jeweiligen Geschichte – in der Absicht, die andauern den Veränderungen der Landschaft als Funktion menschengemachter Wirtschaft und Politik plausibel zu machen: Wälder sind Gebilde von Menschenhand.

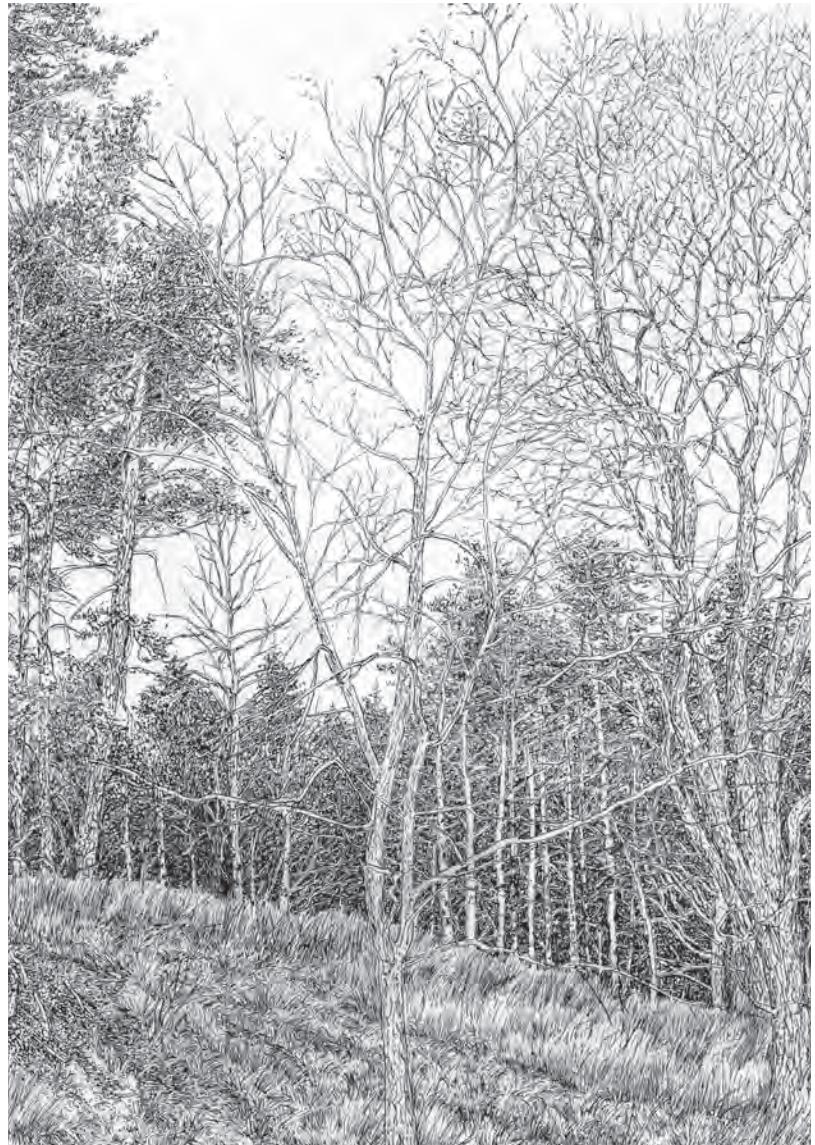
Bertolt Brechts Ausruf im Gedicht »An die Nachgeborenen« (1934–38) – »Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist« – erscheint inzwischen ins Gegenteil verkehrt: Wäre es nicht ein Zeichen für Destruktion oder Blindheit, kein Gespräch über Bäume zu führen? Zumal solche Gespräche nicht notwendig auf dystopische Phantasien hinauszulauen brauchen, sondern beispielsweise auch die Tiefendimension unserer Beziehung zu den Bäumen ausloten können. Außerdem ist während der letzten Jahrzehnte viel interessantes Neues über Bäume ans Licht gekommen. Es wäre wohl ein Fehler, in einem Buch über Bäume mit regionalem Fokus diese überregionalen Erkenntnisse und Tendenzen nicht zu erwähnen.

Ich folge zwei unterschiedlichen Ansichten: Die erste ist mit den fünf naheliegenden Wäldern mitsamt ihren besonders ausgeprägten Ecken und Winkeln befasst, wo etwa alte Wälder oder neu inszenierte Heidelandschaften auftreten. Die zweite widme ich Erkenntnissen und Überlegungen zu universellen, aber verwandten Themen. Vielleicht so, wie man beim Gespräch auf einem Waldspaziergang ab und zu ins Philosophieren gerät. Auf den ersten Blick ist da die Kontinuität des Textflusses unterbrochen, aber am Ende finden A und B zur Einheit.

Als Robert Pirsig 1974 sein unvergessenes Buch »Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten« verfasste, erzählte er einerseits die Geschichte seiner epischen Motorradfahrt durch Amerika und spekulierte und philosophierte andererseits auf einer eher abstrakten Ebene. Diese zweite Textsorte nannte er »Chautauqua« – ein Wort der Ureinwohner, das später zum Namen einer Volksbildungs-Bewegung wurde. Eine angemessene Übersetzung wäre wohl »offen miteinander sprechen«.

Erste Station: Langendorfer Höhe

Glücklicherweise ist es zum nächsten Wald nicht weit. Zu Fuß die Straße hinunter, und nach nur fünf Minuten umfängt mich ein Forst aus lauter Kiefern ziemlich gleicher Größe. Ich schätze das Alter der Bäume auf siebzig Jahre, jünger als ich selbst es bin, was ein seltsames Gefühl der interspezifischen moralischen Gleichwertigkeit auslöst, etwas, das gängigen Klischeevorstellungen über alte Bäume und den im Vergleich mit ihnen gleich-



Passage einer Böschung in der »Wüste Gobi«

Zeichnung © Rüdiger Tillmann

bleibend jungen Menschen widerspricht. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich eine verdreht gewachsene Kiefer mit einem Tätscheln ermutige, weiterzuwachsen (und empfinde dabei, wie völlig unangemessenes und überflüssig diese sich anbiedernde Geste ist). Der Forst bedeckt das buckelige Moränengelände der Langendorfer Höhe mit Stangen ziemlich gleichen Umfangs und gleicher Länge. Wie Soldaten eines Heeres marschieren sie hügelauf und hügelab über das Moos, ein braver Wald in forstwirtschaftlichen Diensten. Dass sie etwa gleichen Alters sind, deutet auf die gleiche Pflanzzeit in den Fünfzigerjahren hin, nach dem Abholzen der Wälder in der Nachkriegszeit. Wie aber hat das Land vorher ausgesehen? »Da war Heide«, höre ich öfters sagen, und stelle mir leichtgläubig vor, wie zwei der Dampfpflüge, die ich im Museum sah, an einem Stahltau die tiefsschürfende Pflugschar hin und her zogen und so das Heideland für den Forstbau urbar machten. Beim Recherchieren finde ich allerdings erstmal nichts, das dies Narrativ für diesen Ort belegen würde.

Mein Nachbar Heinrich ist 93 Jahre alt und kennt den Kiefernwald seit seiner Kindheit und viel besser als ich. Die Stellen, an denen er massenhaft »Pfefferlinge« findet, verrät er nicht. »Aber der Wald«, sagt er, »ist schon immer da gewesen.« Und das Messtischblatt (Karte im Maßstab 1:25 000) von 1939, das ich aufstreiße, gibt ihm recht. Grün getönt umreißt es tatsächlich die Fläche des Waldes, den wir kennen. Bis auf eine quadratische Lücke, eine Sandgrube, die im Lauf der Zeit kleiner geworden ist, während die Kette von Sandgrubenseen, die unter den Leuten »Wüste Gobi« heißt, auf dem Messtischblatt noch fehlt. Die Gruben sind erst beim Bau des neuen Elbdeiches – bis

1987 – ausgehoben worden und hatten sich Anfang des neuen Jahrhunderts zu einer prachtvollen skandinavisch anmutenden Seenplatte mit Birkendickichten entwickelt. In jenen Jahren fiel noch genug Regen, sodass dort ein phantastisches Biotop entstehen konnte. Heinke Kelm, die alle in diesem Landstrich vorkommenden Pflanzen kennt und das »Wüste Gobi«-Biotop im Blick hat, erklärt mir, dass dort seltene Gräser vorkommen, zwei verschiedene Arten Bärlapp, Torfmoos, Seggen, auch Sonnentau. Dies sei zugleich der artenreichste Lebensraum für Libellen weit und breit. Woher all diese Wesen gekommen seien, wisse man nicht. Das offene Gelände zwischen Böschungskante und Forstrand, wo eine gespenstisch wirkende Kiefer mit verdrehten Ästen über den weißen Sandspuren und dem grauen Islandmoos wacht, birgt mehrere Arten von in Deutschland gefährdeten Flechten. So hat sich an den Sandgruben mitten im Stangenwald eine kleine, feine Gesellschaft vielfältiger Arten etabliert. Um dies Biotop zu erhalten, muss man für Licht sorgen und die von allen Seiten heranrückenden Birken und Kiefern wegschneiden und abfahren. Aber die Dürresommer der letzten Jahre haben die flachen Seen austrocknen lassen, und Moose und Flechten sind von den Sandböden großenteils verschwunden.

Hans-Jürgen Kelm, Förster und Ehemann von Heinke Kelm, holt eine Karte aus dem Jahr 1881 hervor, und auch auf diesem Messtischblatt (»Landesaufnahme« 1:25 000) ist der Wald schon da. Doch dann zeigt er eine Karte der Kurhannoverschen Landesaufnahme aus dem Jahr 1776, auf der eine völlig andere Landschaft erscheint: große, waldbedeckte Inseln im breiten

Elbestrom, die hundert Jahre später verschwunden sind aus einem inzwischen kanalisierten Fluss, der sich zwischen Tausenden von Buhnen selbstständig eine Fahrrinne ausspült. Am auffälligsten an der alten Karte sind die eigenartigen wolkenförmigen Eintragungen, die im gesamten kartierten Gebiet verteilt auftauchen. Man möchte sie spontan als Sandflächen deuten, aber es könnte auch das sein, was man damals unter »Heide« verstand: ein zugrunde gerichtetes Land, auf dem weder Feldfrüchte noch Bäume zu gedeihen vermochten, vielleicht *Calluna vulgaris*, das Heidekraut, aber vielleicht nicht einmal das. Hans-Jürgen Kelm erklärt, dass auch die als Waldflächen kartierten Gebiete keineswegs zeigen, was wir Heutigen als »Wald« erkennen würden. Damals war das Erscheinungsbild vom Raubbau an Bäumen und Boden geprägt. Die Not der Menschen machte jeden Reiser kostbar, man schneitelte (beschnitt) belaubte Triebe, um sie im Winter wie Heu zu verfüttern und die Reiser für Flechtwerk zu nutzen, im Sommer fraßen Herden von Vieh, Schweinen, Schafen, Ziegen jeden erreichbaren Trieb, und der Waldboden wurde, nicht nur von Heidebauern, zur Einstreu in den Ställen abgeplaggt und im Frühjahr als Dünger auf den mageren Ackerböden ausgebracht. Ich versuche, mir das ramponierte Land mit seinen verkrüppelten Bäumen und weiten Sandflächen vorzustellen. Es sei, sagt Hans-Jürgen Kelm, eine Zeit der Waldzerstörung gewesen. Das Wort trifft das, was ich mir vorstelle, und doch finde ich etwas in dem desolaten Land, das mich auf subtile Weise anspricht, vielleicht eine Art Romantik des Verloreneins oder umgekehrt die Bestätigung eines uralten Dranges, wegzuziehen und anderswo neu anzufangen?

Ein Glück, dass ich die Kelms als Gesprächspartner gefunden habe: Sie geben mir Zugang zu genau dem Wissen, das meine Sicht des Waldes historisch vertieft. Zwischen den Daten 1776 und 1881 ist die Waldzerstörung in Waldaufbau durch planvolle Forstwirtschaft umgeschlagen. Die Forsten, die damals auf der Langendorfer Höhe angelegt wurden, spiegeln einen für Deutschland typischen waldbpolitischen Auf- und Umbruch. Der Wendepunkt 1776 liegt da sogar ein wenig spät. Das Mitteleland, so scheint mir bisweilen, ist dem, was gesellschaftlich angesagt war, stets verspätet nachgekommen. In der Verordnung Friedrichs, »der Schweden, Gothen und Wenden Königs und Landgrafen zu Hessen«, aus dem Jahr 1739 finde ich eine »Baumpflanz-Ordnung«, die eine neue Sorgfältigkeit und Baumpflege-Einstellung durchzusetzen sucht. Um das weitgehende Ausmaß und die Art und Weise dieser für alle Siedlungen geltenden Baumpolitik zu ermessen (ein Auszug folgt auf der nächsten Seite).

Man ahnt beim Lesen, wie weit die Gestalt unserer Landschaften durch derartige Vorschriften und deren rigorose Durchsetzung geprägt worden ist. Vielleicht genügt es, die Waldgeschichte im Rahmen dieses historischen Umbruchs stehen zu lassen. Und doch reizt auch der Blick in die weiter zurückliegende Vergangenheit, auf Zeiträume, in denen Menschen die Gestalt des Landes auf weniger planvolle Weise kontrollierten.

Die vom Kiefernwald bedeckte Langendorfer Höhe ist der Rest einer Moräne aus der Gletscherzeit Norddeutschlands in der vorletzten Kaltzeit, der so genannte Elster-Kaltzeit, die vor

XII.

Aus der

Baum = pflanz = Ordnung.

1. Daß alle Jahr an die Ufer derer Bäche / um die
Anger oder wo es sonst thunlich/ Weiden an-
gepflanzt werden.

2. Wer solches zur Ungebühr unterläßet /
muß 5. Rthl. Straße erlegen.

3. Weilen die Frevel an denen gepflanzten Bäumen
überhand genommen/ ist die desfalls gesetzte Straße/ nebst
Bezahlung des Baums/ auf eine viertel jährige Zuchthaus-
Straße erhöhet worden. Wer aber nachhero jedennoch
hierinnen fortfähret/ kommt an den Pranger und wird mit
Ruthen des Landes verwiesen.

4. Muß jeder Innwohner ohne die Obst-Bäume/ zum
wenigsten jährlich 20. Stück Weiden anziehen/ und so lange
damit fortfahren/ bis alles angewiesene bepflanzt worden.

5. Wer Raum und Gelegenheit darzu hat/ muß
sich eine eigene Baum-Schule anschaffen.

Die Dorffschafften aber haben annoch absonderliche
wohlverzäunt- und bewahrte Gemeinde-Baum-Schulen
entweder neu anzulegen oder die alten wohl zu pflegen.

6. Die keine eigene Baum-Schulen haben/ müssen
ein Stück von einer Ruthen groß in der Gemeinde Baum-
Schule bestellen und unterhalten.

7. Diese

Verordnung Friedrichs der Schweden, Gothen und Wenden Königs und Landgrafen zu
Hessen aus dem Jahr 1739

© Archiv Helmut Schreier

etwa 320 000 Jahren zu Ende ging und die hier in der Gegend aufgehäuften Moränen zurückließ: den Drawehn, den Höhbeck und auch die Langendorfer Höhe. Darauf folgte nach einer Zwischeneiszeit die nächste Kältezeit mit dem seither letzten oder jüngsten Gletscher. Der schob sich als Eiswand in der Weichsel-Kaltzeit von Schweden her über das Land und kratzte sogar der Ostsee den Beckenboden aus. Die Vergletscherung begann vor 115 000 Jahren und endete vor etwa 12 000 Jahren. Da wurden dann die Schmelzwasserströme des ablaufenden Eises durch die Barriere der (von der Elster-Kaltzeit zurückgelassenen) Moränen nach Nordwesten abgeleitet. So bildete sich das breite Urstromtal der Elbe, das heute als grüne Talaue vor uns liegt. Vom Fahrradweg aus, der neben der Straße am Kamm der Langendorfer Höhe entlangführt, habe ich oberhalb der Biogasanlage einen freien Blick über das weite Tal und erkenne den Lauf des Stroms an den Linien der Weiden- und Schwarzpappelgebüsche an beiden Ufern: Wie die großen Inseln in der Mitte des Stroms auf der Karte von 1776 längst abgeräumt und verschwunden sind, ist auch die stellenweise kilometerbreite Weichholzaue (Dickicht aus Weiden, Erlen, Pappeln) durch Weideland verdrängt und aufgelöst worden. Der Anblick der Barriere aus Bäumen und Fluss soll Drusus, den Sohn des Kaisers Augustus, vor 2032 Jahren (im Jahr 9 v.u.Z.) dazu gebracht haben, seinem Pionierbataillon die Umkehr zu befehlen.

Von den drei Gasbehältern der Biogasanlage erscheint der dritte so rund und hoch aus dem Boden herausgehoben, dass es aussieht, als sei der Mond am Rande der Talsohle gelandet. Hier ist der Blick auf das weite Auenland frei, weil die Bäume von

einem Sturm am Nachmittag des 5. Oktober 2017 in der gesamten Seitensenke herausgedreht und umgelegt wurden. Sie lagen über ein Areal von 300 mal 200 Metern verstreut wie Stäbe beim Mikado-Spiel durcheinander und übereinander. Leo, ein japanischer Schüler, der damals zu Gast war, kam bleich von seiner Erkundung (eine Stunde nach dem Durchzug von »Xavier«, so der amtliche Name des Orkans) mit dem Fahrrad zurück: Schlimm, ja, wirklich schlimm sehe es aus. Auch heuer, fünf Jahre später, liegt ein Teil der Stämme immer noch kreuz und quer auf der inzwischen von allerlei Gebüsch bewachsenen Senke verstreut, und aus den Lücken treiben Kirschbäume und Robinien hervor. Ich erinnere »Xavier« als sehr lautes unablässiges Brausen, ein Geräusch wie kein anderes. Wir fanden beim abendlichen Rundgang in der Nachbarschaft vom Wind abgedrehte dicke, tonnenschwere Eichen-, Ulmen- und Kastanienäste. Die Bäume standen Anfang Oktober noch im Laub, dies muss wie ein Spinnaker gewirkt haben, und wenn der Wind einen Ast abriss, musste ein detonationsartiges Krachen entstanden sein. Aber das gewaltige Brausen des Orkans hatte alles derart übertönt, dass das Krachen der Äste in ihm »aufgehoben« war. Während der langen Dauer des Dröhns in unseren Ohren war uns völlig gegenwärtig, dass die da hörbare Macht auch die Bäume erfassen würde, und in diese Gewissheit mischte sich bange Furcht davor, dass es auch uns selbst treffen könnte.

In den letzten zwei Jahrzehnten scheinen orkanartige Stürme häufiger geworden zu sein: »Lothar« 1999, »Dorian« 2005, »Britta« 2006, »Kyrill« 2007, »Klaus« 2009, »Niklas« 2015, »Xa-

vier« 2017, »Friederike« 2018, »Mortimer« 2019, »Sabine« 2020, »Julia« 2020, »Ylenia« 2022, »Zeynep« 2022.

Wahrscheinlich gehören Ereignisse wie »Xavier« zu einem inzwischen etablierten Wettermuster, sodass wir damit rechnen müssen, dass unsere Wälder alle Jahre wieder von Windwurf und Windbruch heimgesucht werden. Bei Waldgängen fällt mir auf, dass auf den vom Sturm geworfenen Schneisen regelmäßig Holzerntemaschinen auftauchen. Ich finde es faszinierend, bei dieser Arbeit zuzuschauen. Meist ist da ein einziger Mann am Werk, der die Maschine steuert. Ihre Arme ergreifen Stamm für Stamm, schneiden jeden ab, entfernen Äste und Rinde und häufen das Holz in akkurat gekürzter Länge so am Wegesrand auf, dass es der Transporter mit dem Kran leicht abräumen kann. Ein solcher Harvester (Erntemaschine) ist – im Vergleich mit einem Trupp Waldarbeiter – enorm effizient, und er hilft, die beim gefährlichen Geschäft des Holzfällens häufigen und manchmal tödlichen Unfälle zu vermeiden. Kein Wunder, dass es diese Maschinen sind, die das Geschäft der Waldarbeit verändern, das durch die zunehmende Zahl der Stürme mit Windbruch gleichsam beflügelt wird. Überall Spuren davon. Hier im Stangenwald auf der Langendorfer Höhe stehe ich an Flurstücken, in denen das schwere Gerät tiefe Gräben in den Boden hineingetrieben hat. Hier liegt die schmale dunkle Humusdecke und die ähnlich schmale graue Zwischendecke in schützengrabenartigen Wall- und Grabenaufschüttungen vor mir, durchmischt mit dem weißen Sand des alten Heidelandes. Unwahrscheinlich, dass diese Art Verwüstung dem Erhalt des Waldes, der Artenvielfalt oder dem Zweck der Kohlendioxidaufnahme dienlich ist.

Nicht weit entfernt am Waldrand eine einzelne alte Eiche mächtigen Umfangs, eine Huteeiche, Relikt der vor-forstwirtschaftlicher Heide vor mehr als zweihundert Jahren. Ich sehe, dass einer der beiden tragenden großen Äste abgedreht und herabgerissen ist und erschrecke. Vor Jahren, in einer dunklen Stunde meines Lebens, hatte ich ihn aufgesucht und in seiner starken Erscheinung Zuversicht gefunden. Noch immer ist er umfangreich genug, um den Harvester nicht fürchten zu müssen. Dessen Sägekopf ist für einen bestimmten Stammumfang (»Hiebreife«) ausgelegt, den bereits der abgerissene Ast meiner Eiche im Gras weit überschreitet.

Vielleicht wird sich im Wechselspiel zwischen Harvestern und Forsten im Lauf der Zeit ein Arbeitsoptimum einpendeln, das die Gestalt künftiger Waldlandschaften einheitlich prägt. Die Traktoren und Erntemaschinen haben ja die Landschaft des Ackerbaus durch die Beseitigung von Knicks und Heckenreihen und schiere Ausdehnung der Schläge längst verändert. Dicke Bäume behindern die auf maximale Holzausbeute gerichtete Forstwirtschaft. Wäre es nicht konsequent, sie zu eliminieren?

Vielleicht rettet sie – außer dem wissenschaftlichen Interesse – ein neuer Wirtschaftszweig, der so genannte Erholungsfunktionen des Waldes bedient. Alte Bäume sind besonders attraktiv, auch wenn sie schwierig zu ernten sind und öfters als Naturdenkmal unter Schutz stehen, was bisweilen extra Kosten verursacht. Wir Waldgänger, die weder als Förster noch Jäger unterwegs sind, kommen da mit unserem Interesse ins Spiel, das auch politisch ins Gewicht fällt, weil die Öffentlichkeit den Betrieb des Waldes mitfinanziert. Wir Bürger ohne Waldbesitz

verfügen in Deutschland über das Privileg, Wälder betreten zu dürfen, auch wenn diese privates oder staatliches Eigentum sind. Das ist keineswegs in allen Ländern selbstverständlich. Wie oft habe ich in Amerika vor eingezäunten Wäldern gestanden: *Private Property, No Trespassing*. Die Praxis der Rechtsprechung hat unterschiedliche Muster hervorgebracht, die in Deutschland, der Tradition entsprechend, für alle den Zugang zu den Wäldern offen hält, auch wenn dabei Interessenkonflikte – etwa mit Jägern – zu lösen sind.

Von der Kuhbrücke über der Bundesstraße öffnet sich ein ähnlicher Blick wie bei der Biogasanlage auf die weite Prärielandschaft der Elbtalaue mit ihren Erlenhainen und Waldstücken. Oft sehen wir auch von hier aus einen Sprung Rehe, die sich mitten auf einer der offenen Grasflächen aufhalten: ein neues Verhaltensmuster, das wir seit fünf oder sechs Jahren wahrnehmen. Vorher blieben sie eher in der Deckung von Baumgruppen oder Gebüsch. Seit die Wölfe sich wieder im Lande angesiedelt haben, meiden die Tiere, was sie vorher suchten: Verstecke, aus denen sich ein Wolf anschleichen könnte. Die Anwesenheit der Wölfe wird seit den Jahren des Anbeginns – hier seit 2010 – immer noch heftig diskutiert. Wie oft höre ich dabei das Manttra »Der Wolf gehört ins Jagdrecht!«, intoniert als Diktum, das Endgültigkeit heischt.

Der Begründer der Umweltethik, Aldo Leopold (1887–1948), war vor etwa hundert Jahren persönlich an den amerikanischen Ausrottungskampagnen gegen Wölfe beteiligt. In seinem Text »Denken wie ein Berg« schildert er, wie er angesichts einer sterbenden Wölfin fühlt, dass der Berg, auf dem sich die Sze-

Vielleicht findet der theologische Diskurs einen Dreh, den Erhalt der artübergreifenden Gemeinschaft von Lebewesen anstelle der vorherrschenden Entseelung der Welt zu fördern.

Die Neigung vieler Zeitgenossen, den Wald als eine besondere Wirklichkeit zu erfahren und dort spontan eine kostbare und schützenswerte Welt zu erblicken, ist den alten immanenten Wahrnehmungsmustern der Vor-Achsenzeit kompatibel. Für ein Projekt, das die Beseeltheit der Dinge wieder hervorzu-rufen unternimmt, ist dies eine ermutigende Beobachtung. Sie belegt eine Orientierung, die man mit Ernst Blochs Wort »Naturallianz« nennen möchte. Selbst wenn Bloch da ein metaphysisches Muster bezeichnen wollte, das die natürliche Welt als Verbündete von uns Menschen wahrnimmt, so fällt ja auch das Umgekehrte ins Gewicht: Viele von uns neigen dazu, sich als Verbündete der Natur zu verhalten. Es ist nicht auszuschließen, dass eine Wechselwirkung zustande kommt, die das »Prinzip Hoffnung« rechtfertigen könnte.

Fünfte Station: Binnendüne bei Kleinschmölen

Vom Süden aus erscheint die Düne als weißer Bergriegel über dem grünen platten Auenland, quer zur Elbe, die hier an der Stelle nach Westen dreht, an der die Löcknitz einmündete, bis man in den Sechzigerjahren dem Flüsschen den Weg versperrte und es in einem Kanal um die Festungsstadt Dömitz herumleitete. Luftbilder zeigen die weiße, gegen den Wind liegende

offene Sandflanke der Düne und auf der Leeseite den grünen Kiefernwald, der bis zum Dünenkamm hinaufreicht und den Sand mittlerweile mit einer dünnen Schicht aus von Pilzfäden durchzogenem Humus abdeckt. Nach vergeblichen Versuchen, die wandernde Düne mit dem Anbau von Strandhafer zu fixieren, erwies sich schließlich die gute alte Kiefer als einzig probates Mittel, wenngleich auch sie den Sand nicht vollständig im Griff hat. Ein Dutzend Kilometer stromab bei dem Ort Stixe hat eine Düne ähnlicher Größe Teile des Kiefernwaldes verschüttet: Die Baumstämme ragen mitsamt den Schirmästen aus dem Sand empor.

Unser Dünengelände hier ist von überschaubarer Ausdehnung: zwei Kilometer lang, stellenweise bis 600 Meter breit und 30 Meter hoch über der Löcknitz-Aue (40 Meter über Normalhöhennull). Ein faszinierender Flecken ganz eigener Ästhetik und voll seltener Blütenpflanzen und Insekten. Die meisten der Besucher, die wir hierher bringen, nehmen das Außergewöhnliche des Ortes wahr. Die Farben haben manche an die Insel Sylt, andere an Afrika erinnert.

Wir steigen die Düne auf der Westseite empor, wo der Sandboden schon unter einem Anhauch von Pionierbewuchs liegt, dem die Spuren von Fahrzeugen und Schuhen ein dauernd erneuertes Muster aus Pfaden eingravieren. An Stellen, die ein »Steilufer« bilden, greift auch der Wind zu, sodass dort der Quarzsand als weißes Leuchten zutage tritt. Vielleicht, so spekulieren wir, haben einst die herabgewirtschafteten Passagen des »Heidelands« überall in den Wäldern Norddeutschlands bis ins 17. Jahrhundert so oder so ähnlich ausgesehen.



Rippelmarken und Spuren auf der Sandfläche der Binnendüne bei Kleinschmölen

© Helmut Schnieder

Unter den Baumgruppen am Dünenscheitel betreten wir Flächen, die von Islandmoos und Strandhafer zugleich besiedelt sind. Im Schutz der Bäume ist der Sandboden mit Büscheln dünner, blau schimmernder Grashalme übersät, von denen ein englischer Freund behauptet, dass sie ein Relikt aus der letzten Eiszeit seien. Wir hören das kehlige Trompeten von Kranichen und sehen gleich darauf zwei Geschwader tief über den Baumwipfeln auftauchen. Ihr Flugbild hat etwas Kalligrafisches – an den Himmel geschriebene Botschaften –, und die Serie ihrer eleganten dunklen Figuren vor dem tiefen Blau der kühlen Oktoberluft bringt uns dazu, ihnen lange nachzuschauen. Auf dem

Moränenkamm hinter dem Fluss liegt die Langendorfer Höhe. Von hier aus betrachtet, fällt dort das aus Eisenträgern errichtete Kastengestell des Torii-Turms ins Auge, das 1975 von der US-Armee als Sendemast für Vietnam gebaut worden war, aber, da der Krieg in Vietnam zu Ende ging, nach Deutschland verfrachtet und von der britischen Besatzungsmacht hier an der Grenze zur DDR als Abhörstation installiert worden war. Weiter links (südlich) davon der eckige Förderturm des so genannten Erkundungsbergwerks von Gorleben, mitten in den gräflichen Wäldern, wo das Atommüll-Endlager nach den Plänen der Ob rigkeit untergebracht werden sollte, was den legendären Wider stand der Bevölkerung und den des Grafen mobilisierte, bis das Salzbergwerk nach Jahrzehnten schließlich (2021) als ungeeignet ermittelt und aus den Verhandlungen über eine Liste mög licher Standorte ausgeschieden wurde.

Wäre hier auf dem Dünenscheitel ein ähnliches Turm-Monument vergangener Kämpfe erhalten, könnten wir gleich hinter dem Städtchen Dömitz im Wald am Ufer des Urstromtals die Stelle ausfindig machen, an der die Rüterberger Tongrube liegt. Und noch weiter hinten, stromab, wäre der Weinberg von Hitzacker auszumachen, hinter dem sich der »Drawehn« aus dehnt (das polabodrawenische – wendische – Wort für »Holzplatz«), zu dem auch die Gehrde gehört.

Der Wald auf der Leeseite der Düne, den wir jetzt betreten, bietet eine weitere, fünfte Variante in dieser Revue von Wald landschaften: ein Wald, angelegt, um den Riss in der Vegeta tionshaut des Landes zu verdecken wie ein Wundpflaster. Doch noch klafft der nackte Aufschluss auf der windzugewandten Sei

te, noch ist da die exotische Gestalt ganz unveraltet präsent, noch fördert der Sand die Geschichte zutage. Vor zwölftausend Jahren, als das Eis wegschmolz, schwoll der Fluss im Urstromtal mächtig an und trug eine enorme Sandfracht nordwärts. Überall bildete er Sandbänke, Sandinseln, Sandflächen. Der Wind fegte die Sande auf der östlichen Seite zusammen und häufte eine Kette von »Wittenbergen« auf. Und dann, im Lauf der Zeit, gesellten sich die Kiefern dazu, zäh und skurril auf weißem Grund – ein durchgängiges Muster, ein Zusammenklang, der als Grund-Melodie in den meisten dieser Wälder vernehmbar blieb.

Vielleicht nicht der schlechteste Platz für den Ausklang unserer Tour: Wälder sind Menschenwerk, hier auf der Leeseite sind sie zur Fixierung einer Wanderdüne angelegt. Da nimmt uns ein Wald voll kräftiger Kiefern auf, nur eine Handvoll sind von Sturmwinden aus dem Moosboden herausgedreht oder abgeknickt, hier und da steht breit hingeduckt eine einzelne Eiche, und durchgängig ist das Unterholz mit Bäumchen der Traubenkirsche besiedelt, deren gelbe Blätter vor dem dunklen Hintergrund der steil ansteigenden Rückseite der Düne hell aufleuchten. Viele Pilze, Ziegenlippe und Marone mit lederfarbenen Hüten, rötliche und violette Reizker, schöne rote Fliegenpilze und massenhaft Knollenblätterpilze von alarmierender Helligkeit, manchmal in der Formation von Hexenringen. Unterm Schuh federt der Boden auf dicken grünen Moospolstern.

Nach Osten flacht der Dünenberg ab, wir laufen zwischen Waldrand und Magerrasen auf einer sanft geneigten Böschung über die dunkelgrüne harte Schicht einer festen Moosfläche, die in der Dürre des Sommers wie aufbrechendes Eis in Schol-

len auseinandergetrieben worden ist. Und doch sitzen sie auf dem Sand fest wie auf den Boden zementiert. Auf dem Gelände drumherum blühen allerlei Kräuter, und die Luft ist voller Insekten. Kleine Falter, die wir nicht alle benennen können, bis auf die »Landkärtchen«, die Blüten anfliegen, und den Zitronenfalter, der umhertaumelt und auf einer rosafarbenen Karthäusernelke landet. Libellen schwirren umher. Wo sie auf dem Sand landen, werfen ihre Flügel kaum einen Schatten und erinnern flüchtig an Chamissos Geschichte von Peter Schlemihl. Zwei, zu einer Begattungsklammer formiert, flattern empor. Dies ist der 15. Oktober, ein Sonnentag. Sandbienen schweben über Blüten. Der Boden ist mit Trichterfallen von Ameisenlöwen wie übersät. Aus einzelnen Löchern fliegen Käfer heraus, die sich auf meiner Hand niederlassen. Ihre Gestalt erinnert an Ohrenkneifer, aber bei genauerem Hinschauen erscheinen sie als zangenbewehrte schlanke Käfer mit kurzen Flügeldecken. Zu Hause lese ich, dass es sich wohl um den Halbflügler *Philonthus nitidus* handelt.

Wir sind im Biosphärenreservat und stehen plötzlich vor einem hohen Maschendrahtzaun um ein kleines Gelände, nur so groß wie ein Handballfeld. Ein Schild erklärt, dass man hier, finanziert vom EU-Landwirtschaftsfond, die »Wiederansiedlung der Sand-Silberscharte« versuche. Später ermitteln wir, dass es sich bei der Silberscharte um eine in den Weiten der zentralasiatischen Steppen beheimatete Pflanze mit dichter, flacher Blattrosette handelt, aus deren Mitte sich ein langer mit einem blauen Blütenpompon geschmückter Halm emporschiebt.

Auffällig unter der Vielfalt der blühenden Pflanzen sind die Kolonien von Grasnelkenmassen an den Wegrändern. So viele

von ihnen und ihren Nachbarn sind uns nicht bekannt! Sollte man nicht jedes Gras, jedes Kraut wenigstens bei seinem umgangssprachlichen Namen nennen können?

So geht das: Man findet draußen einen Anblick, der mit dem Arrangement von blühenden Kräutern und alten Bäumen, vielleicht auch wegen des lilafarbenen Schimmers über der weiten Ebene im Kontrast zur grünen Kulisse des Kiefernforstes, uns zum Innehalten bringt. Da ist etwas Vollkommenes und wir meinen, es durch unsere Anwesenheit diesmal nicht zu stören. Wäre die Welt in diesem Moment eine Melodie, so wären wir selbst wie Töne darin. Und doch bleibt uns die Sucht zu fragen.

Elisabeth nimmt mit dem Smartphone Bilder von Kräutern auf, und ein Programm zur Identifikation zeigt uns eine Auswahl ähnlicher Fotos und gibt die dazu gehörenden Namen. Wir entscheiden, welches dem am nächsten kommt, was wir vor Augen haben: So finden wir das Kleine Habichtskraut, das spät blühende Labkraut, das Gemeine Leinkraut, die Graukresse. Da haben wir die Antworten.

»Wer fragt, kriegt Antworten«, sei ein unter Psychoanalytikern geläufiger Spruch, erklärt eine Psychoanalytikerin. Das Wort »Antworten« klingt aus ihrem Mund ein wenig verächtlich. Und in der Tat: Was weiß ich, wenn ich den Namen weiß? Mag sein, dass ich dafür in einer Quizshow eine hübsche Summe gewinne oder in der Schule eine gute Zensur kriege, aber das sind andere Spiele. Was steckt im Namen eines Lebewesens, was erfahre ich über seine Welt und sein Verhältnis zu meiner Welt? Elisabeth meint, dass der Trick im Weiterfragen bestehe: Der Name sei

sozusagen das Portal, durch das wir das Territorium anderer Lebewesen betreten, und der Name hat deshalb sogar etwas tief Befriedigendes, weil er die Frage »Wie heiße ich?« vollständig beantwortet (eine Art »Rumpelstilzchen«-Effekt). Das ist bei den meisten anderen Fragen, die auftauchen, sobald ich mich auf das bezeichnete Gegenüber eingelassen habe, meist nicht so.

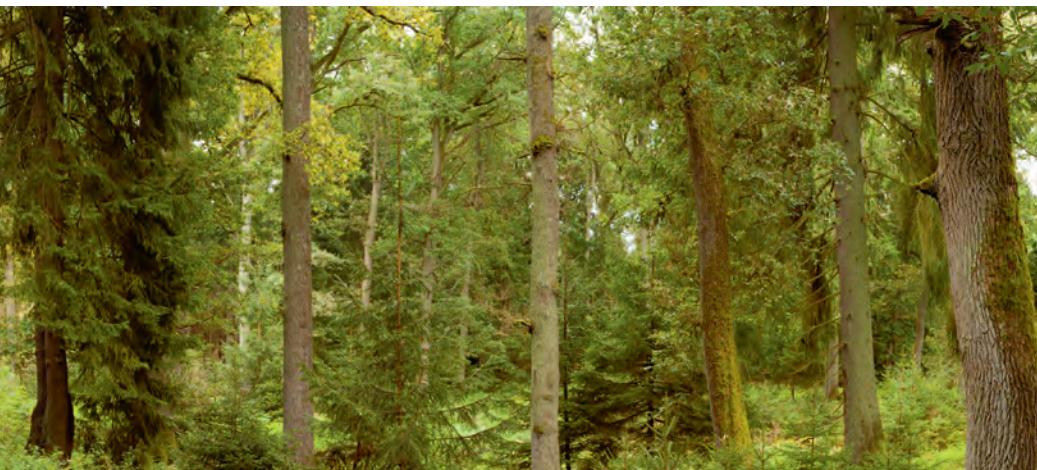
Die Welt ausfragen: Das ist womöglich eine genetisch verankerte Neigung unserer Spezies. Es ist nicht klar, wohin die Antworten führen, die wir vernehmen. Vielleicht ist es aussichtsreicher, sich eine Art Dialog mit dem Superorganismus Wald vorzustellen. – Fragen, die Fragen nach sich ziehen. Und belegt diese ganze Fragerei nicht auch, dass wir fremd sind in der Natur? Aber hier auf der vom Fichtenforst befestigten Binnendüne ist es, als ob das Land selbst eine Stimme erhebt: Lass das Fragen, das Wiederholen von Daten und Informationen, und schau einfach von diesem Sandberg über die grandiose Talebene mit ihren grün bewaldeten Moränenhügeln. Siehst du nicht, dass du unter Verwandten bist? So fremd, wie du meinst, bist du nicht. Fühlst du nicht, wie du im Organismus des Landes zu Hause bist?

Den Wäldern zuhören lernen

Sich auf den Wald einlassen, sich dem Wald annähern, als ob der Superorganismus eine Person sei: Wie macht man das?

Man kann sich einen Ausschnitt des Ganzen vornehmen und den auf wissenschaftlich-disziplinierte Weise studieren: die Käferfauna der Binnendüne, die Verbindung zwischen dem

Larvenstadium des Eichenbocks und der von Pilzen zersetzen Substanz sehr alter Eichbäume, die ökologische Dienstleistung von Mooren, das Vorkommen von »Stinzenpflanzen« in alten Wäldern, die Verkaufschronik von Plaggenböden in Zeiten vor Nitrat- und Phosphatdüngung bis hin zu historischen Quellen etwa über den Aufenthalt der (nach der Struensee-Affäre) verbannten dänischen Ex-Königin Caroline Mathilde 1772 im Jagdschloss Görde.



Jeder irgendwie dem Wald verbundene Gegenstand, der mit dem Werkzeug der Fächer Biologie, Ökologie, der Forstwissenschaften und der Geschichtsschreibung untersucht werden kann, bietet uns einen Zugang zur Annäherung. Der Wald erscheint da als Sammelsurium von Studiengängen. Meist strahlen Untersuchungen einer einzelnen Studienfacette auf andere Themenbereiche aus, und manchmal erhebt sich der eng fo-

kussierte Blick, um ein neues Studiengebiet in die akademische Welt zu bringen. Die Mykorrhiza-Symbiose bietet ein aktuelles Beispiel. Es ist faszinierend zu verfolgen, wie diese neue Erkenntnis in jedem der von ihr berührten Fächer neue Konzepte hervorruft. Die Forstwissenschaft, wie sie etwa im Geschäftsbericht der Niedersächsischen Landesforsten 2021 auftritt, betont den Wert alter Wälder, die Einrichtung von Gebieten, in denen man auf Holzwirtschaft vollkommen verzichtet, und die Resi-



© Helmut Schnieder

lien von Mischwäldern, deren Vermehrung durch Umbau und Waldverjüngung angestrebt wird. Die Mykorrhiza ist namentlich nicht genannt, aber die bereits laufende Umsetzung der forstwirtschaftlichen Pläne schafft für das *wood wide web* unter den gegebenen Umständen bestmögliche Bedingungen.

»Der Wald – ein Studiengang« könnte das weltumspannende Projekt heißen, dessen Erkenntnisse dem Fortbestand der

Wälder dienen. Man kann die wissenschaftliche Bindung auch als persönlichen Studiengang pflegen. Der wird dann zum Bildungsgang. Ich sehe Freund Wolf-Peter vor mir, vertieft zuerst in das Studium seltener Bäume (Elsbeere, Wildapfel), Jahre später in die Untersuchung des Einflusses sehr alter Bäume auf ihre unmittelbare Umwelt, neuerdings den Spinnentieren zugewandt und begeistert erzählend von den höchst seltenen Arten, die er auf der Düne fotografiert: Er ist vom wissenschaftlichen



Forschergeist erfasst, ähnlich wie es Goethe war, ähnlich wie es Dutzende liebenswerter Menschen sind, die zu kennen mein Gewinn ist.

Wahrscheinlich entwickelt dies komplexe disziplin-gebundene Studium im Lauf der Zeit durch persönliche Erfahrungen und Erlebnisse eine weitere Dimension – eine intime Kenntnis, die William Least Heat-Moon »Tiefenkarte« genannt hat. Unter

dieser Bezeichnung ist sein dickes Buch (624 Seiten) über einen kleinen Ausschnitt der Prärielandschaft von Kansas erschienen. Seine Tiefenkarte beschreibt die persönliche Bindung an einen Ausschnitt des Landes und stellt dadurch dessen Identität (Einmaligkeit, Individualität) her. In Tiefenkarten-Gestalt tritt sie als Persönlichkeit hervor. Am einfachsten lässt sich eine Tiefenkarte als Ergebnis langfristiger, intensiver Auseinandersetzung verstehen. Im Lauf der Zeit bilden vielfältige Erinnerungen ein



© Helmut Schnieder

Sediment einander überlagernder und ergänzender Schichten, das wir als allmähliche Aneignung vorantreiben, als Anverwandlung des anfangs fremden Geländes in ein Zuhause.

Die Tiefenkarte in diesem Sinn ist weder thematische Karte noch die Kartierung einer Gewässertiefe, sondern ein Spiegel der Befindlichkeit des Kartierenden – der Zustand, in dem er oder sie gewissermaßen selbst zur wandelnden Karte geworden



Nachthimmel über der Binnendüne

© Helmut Schnieder

ist. Ich sehe eine Verbindung zwischen den Wegen des disziplin-orientierten Studiengangs und der Tiefenkartierung: Weil man mehr wahrnimmt, als das, was zum Gegenstand der Untersuchung gehört, bleibt ein gewissermaßen mitgängiger Lerneffekt, und im Lauf der Zeit bildet dieser ein eigenes kartografisches Narrativ. Der Zusammenhang ist keineswegs zwingend, tritt aber nach meiner Beobachtung in Gesprächen öfters zutage.

Vielleicht geht es anderen mit ihren Waldbesuchen ähnlich wie mir mit der Düne: Schicht um Schicht lagern sich Jahr für Jahr Bilder, Eindrücke, Berichte, Begegnungen aus dem Dünenwald im Erinnerungsraum meines Hirns. Manche davon belegen Naturbegegnungen, die ich als »stark« bis »kostbar« bezeichne und die oft auch interessante Phänomene präsentieren.

Die Fläche südlich des Pfades ist von Wildschweinen ziemlich lückenlos aufgepflügt. Die Tiere kommen offenbar aus dem Riedgrasdickicht in der Löcknitz-Niederung. Kämen sie über die Düne, wäre der Boden mit ihren Trittsiegeln bedeckt. Aber der Weg hält ausschließlich Spuren unserer Schuhsohlen akkurat im pulverfeinen Sand fest. An Wintertagen ist der Sandboden manchmal schneeüberdeckt, im Frühsommer sind die Wegränder mit Tausenden blühender Hornveilchen übersät, im Spätsommer erscheinen dort über Nacht seltsame schwarze Pilze oder weit ausschwingende Hexenringe von Parasolen. Der Boden steckt voller Überraschungen. Manchmal segelt am Himmel ein einzelner Adler, einmal auch ein Trupp von drei einander akrobatisch umspielenden Adlern. Öfters sehe ich ein Heer von Kranichen und manchmal ein Geschwader von Singschwänen, ihr weißes Gefieder im winterlichen Sonnenlicht aufleuchtend vor dem milchblauen Himmel. Ich erinnere den strengen Winter 2011, als das Brack zugefroren war, und gleich hinter dem Sperrdamm eine schier endlose Eisfläche begann, die erstarrte Flut des Elbe-Hochwassers, die das gesamte Weideland der Wische (Flutebene) abdeckte und in eine vom Wind leer gefegte dunkelgraue Platte verwandelte. Unverhofft kamen zwei nach vorn gebeugte Gestalten ins Bild, wie Scherenschnitte glitten sie mit den eleganten Bewegungen der Schlittschuhläufer auf der Langstrecke vorüber. Ich sah zu, wie sie in den weißen Tiefen des Raumes kleiner wurden und wie dabei der gelbrote Sonnenball aus dem Neon-Himmel auf die Linie des bewaldeten Horizonts der Langendorfer Höhe herabsank. Einmal, im Mai, beobachtete ich eine Schildkröte. Sie hing reglos auf dem

im Brack treibenden Ast, glitt unvermittelt wie eine Handbewegung unter die Oberfläche und verschwand. All diese Beobachtungen deuten einen erstaunlichen Reichtum an. Ich komme aus dem Zustand des Staunens nie ganz heraus. Irgendwie steckt die Natur voller Überraschungen, und meist bleibt trotz der Erklärungen ein unerklärter Rest. Vielleicht ist die Rede vom »Ende in sich selbst« akzeptabel.

(Das Brack ist durch Auskolkung beim Durchbruch des Hochwassers im Winter 1888 entstanden, als die Eisschollen der Flut aus Elbe und Löcknitz, die sich im weiten Tal der Lenzer Wische gesammelt hatte, die Düne an dieser Stelle durchbrachen. Die Flut formte hier einen mächtigen Strudel, der die Sandschwelle ausspülte und sich in den Dünenboden hineinschraubte. Die Tiefenkarte für Angler markiert die tiefste Stelle mit sechs Metern.)

Obwohl der an den Wissenschaftsdisziplinen ausgerichtete Studiengang mit seinem Anspruch auf Objektivität den subjektiven Aneignungsmodus der Tiefenkarte zu vermeiden sucht, ergänzen die beiden Wege einander doch aufs Schönste. Die Frage, welcher von beiden der richtigere sei, um den Wald zu verstehen, führt leicht auf Abwege. Besser ist die Frage, wie A und B in Wechselwirkung geraten.

Der wissenschaftliche Diskurs bearbeitet – angesichts des komplexen Organismus Wald – Konzepte wie »Konkurrenz und Kooperation«, »Vernetzung«, »Symbiose«, »Kommunikation«, »Grenzen des Individuums« auf eine Weise, die zunehmend dem nahe kommt, was als »Vermenschlichung« galt und eini-

germaßen vehement abgelehnt wurde. Dass die Entdeckerin des Ausmaßes der Mykorrhiza-Symbiose, Suzanne Simard, diese Grenze wie selbstverständlich überschreitet (»Mutterbaum« als Schlüsselkonzept, der Vergleich des artübergreifenden *wood wide web* mit dem menschlichen Hirn), hängt wahrscheinlich nicht nur mit der von ihr gepflegten engen Zusammenarbeit mit indigenen Forscherinnen zusammen, sondern scheint mir auch eine neue Plattform des wissenschaftlichen Diskurses selbst zu markieren, eine Aussichtsplattform, von der aus neue Horizonte in den Blick geraten.

Mir scheint auch das Potenzial des Tiefenkarten-Ansatzes noch einigermaßen unausgeschöpft. Man könnte weitergehen und die Stimme der indigenen Kulturen einbeziehen, die im Lauf der letzten Jahrzehnte ohnehin immer stärker zu vernehmen sind, seit die Zahl der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zunimmt, welche die Wissenschaftskultur vertreten (und die Wissenschaftssprache beherrschen), diese aber als Angehörige einer Nation von Ureinwohnern ihrem indigen geprägten Weltbild unterordnen.

Die Bryologin (Expertin für das Fachgebiet »Moose«) und Angehörige der Potawatomi-Nation Robin Kimmerer etwa interpretiert ihrer indigenen Perspektive gemäß die ökologische Verflochtenheit aller Agenten im Waldgefüge als Muster wechselseitiger Dankbarkeit. Die Organismen nehmen nur das bisschen, das sie zum Leben brauchen, und geben großzügig zurück. So hält ihr Dasein Wolken und Flüsse, Bäume, Vögel, Algen und Salamander am Leben, und alle Wesen erweisen einander Dank-

barkeit. In ihrem Buch »Das Sammeln von Moos« erklärt sie die Überzeugung, dass Menschen den Dank des Waldes wortwörtlich vernehmen können. In der beseelten Welt ist die geistige Dimension der Dinge nichts Abstraktes, sondern konkret zugänglich. Damit ist also nicht gesagt, dass der Wald mit Menschenstimme spricht, sondern nur, dass wir klar und deutlich vernehmen, was er sagt. Alles ist jetzt und hier da. Metaphorische Aussagen verlieren ihre transzendentale Bedeutung. So wird es vorstellbar, ein Leben im Dialog mit anderen Lebewesen zu führen. Ihr Buch »Geflochtes Süßgras« kann als Einführung in eine Ökologie nach indigenem Konzept verstanden werden.

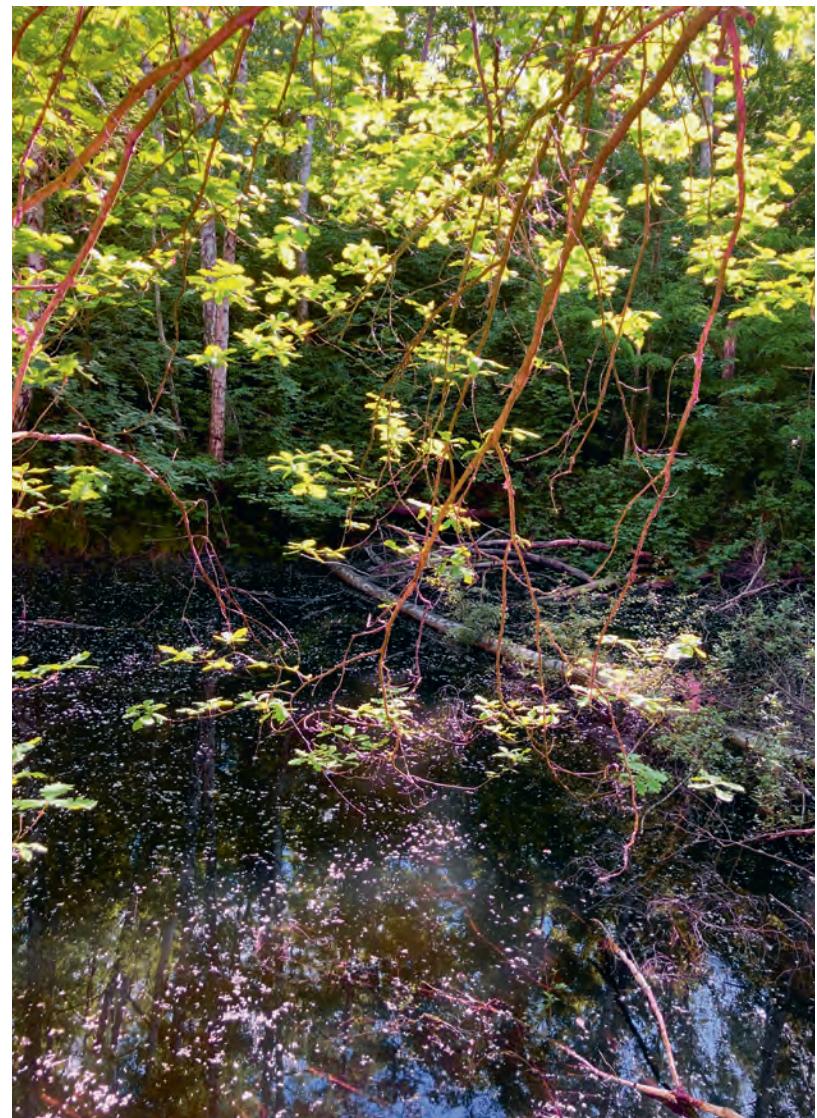
Neu und in gewissem Sinn unerhört ist es, dass man Stimmen wie die von Robin Kimmerer innerhalb des Diskurses zunehmend häufig zitiert findet. Möglicherweise kommen hier uralte Sympathien zum Tragen – eine Sicht der Dinge, die gewissermaßen untergründig nie völlig verloren gegangen ist, die man aber so lange zu umgehen versteht, wie die Kommunikation vom Jargon beherrscht ist. Das alte Verhältnis zur Natur, das Jacob Grimm in der »Deutschen Mythologie« und Lynn White für das vorchristliche Heidentum universell beschrieben haben, war in der Kulturgeschichte stets präsent, auch wenn es nur selten – etwa in Spinozas Philosophie und bei Goethes Dichtkunst – offen hervortrat. Allerdings scheint mir die Lyrik durchgehend ein dialogisches Bild von der Natur bewahrt zu haben. Unter den vielen Waldgedichten der deutschen Lyrik sprechen die meisten das Wesen, die Seele, den Geist des Waldes an, als ob er nicht durch Theologie und Wissenschaft längst vertrieben worden sei.



Fundstücke von einem Spaziergang auf Sandwegen durch die Tinsdaler Heide im Westen von Hamburg im Sommer 1999
Naturdrucke © Helmut Schreier

Jedes Frühjahr drängt sich die letzte Zeile aus Fontanes Gedicht »Frühling« in meinen Kopf: »*Es wagt es der alte Apfelbaum. Herze, wag's auch du.*« Nimmt man die Erkenntnis der Botanik hinzu, so steigert das nur die Waghalsigkeit des Risikos: Das Aufbrechen der Blütenknospen enthüllt die Sexualorgane und bietet sie der Welt dar, völlig schutzlos, aber in der Hoffnung, andere Arten von Lebewesen zu locken, ihnen Pollen und Nektar zu geben und listig von ihnen zu empfangen. Die Mischung aus Risiko und Hoffnung, Teil der Lebenserfahrung anderer Lebewesen, ist auch mir wohlbekannt und spricht mich an, weil sie auch meine eigene Erfahrung betrifft. Dass ich den Apfelbaum in ähnlicher Lage finde, lässt eine Art Mit-Gefährtenchaft aufblitzen und vermittelt mir das beruhigende Gefühl, Teil eines umfassenden Zusammenhangs zu sein. Wir beide, der Baum und ich, sind schließlich – ganz wissenschaftlich – miteinander verwandt und bewohnen diesen Wahnsinns-Planeten in einer Art Symbiose (Man bedenke: Apfelbäume haben einige von uns dazu gebracht, Apfelplantagen von gigantischen Ausmaßen anzulegen, sodass ihre Art – im Sinne der Darwin'schen Theorie – aus der Fähigkeit, Menschen zu verführen, einigen Gewinn zieht).

Apfelplantagen – Kiefernplantagen – Wälder und Waldlandschaften und die Immanenz der Dinge: Ich bin zuversichtlich, dass Studiengänge, Tiefenkarten und die Renaissance der beselten Welt sich miteinander von uns zu einem hübschen Zopf verflechten lassen.



Blätter eines Eichenbäumchens bei der Assimilation im Sonnenlicht über dem dunklen Wasser der Tongrube Rüterberg
© Helmut Schreier

ZITIERTE TEXTE

Andrew Adamatzky: Language of fungi derived from their electrical spiking activity. Royal Society Open Science, 2022, doi: 10.1098/rsos.211926

Nicolas Born: Ein paar Notizen aus dem Elbholz. In: Ders., Gedichte. hrsg. Katharina Born. Göttingen: Wallstein 2004

Jacob Grimm: Deutsche Mythologie. Dritte Ausgabe. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung, 1854

Karl Jaspers: Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. München: Piper 1949

Hermann Junack: Die Vorstufen einer Waldwirtschaft in Gartow von 1687 bis 1840. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades des Forstwissenschaftlichen Fachbereichs der Georg-August-Universität Göttingen. Zwei Bände. Göttingen 1989

Axel Kahrs: Zu Nicolas Borns Gedicht »Ein paar Notizen aus dem Elbholz« In: TEXT & KRITIK Nr. 170 - IV/2006, S. 100-111

Hans-Jürgen Kelm: Die Trauben-Eiche (*Quercus petraea* LIEBL.) im Landkreis Lüchow-Dannenberg. In: Rundbrief 2014 für den Botanischen Arbeitskreis in Lüchow-Dannenberg

Robin W. Kimmerer: Geflochtenes Süssgras. Die Weisheit der Pflanzen. Übers. Elsbeth Ranke. 461 Seiten. Berlin: Aufbau Verlag 2021; ursprgl. »Braiding Sweetgrass« Minneapolis: milkweed editions 2013

Robin W. Kimmerer: »The Forest Gives Thanks to the Mosses« in dies.: Gathering Moss. A Natural and Cultural History of Mosses. Penguin 2011; inzwischen auch deutsch: Das Sammeln von Moos. Aus dem Amerikanischen von Dieter Fuchs. Berlin: Matthes & Seitz 2022

Verlyn Klinkenborg: The Forest's-Eye View. In: The New York Review of Books. 21. Juli 2022

William Least Heat-Moon: PrairyErth (a deep map). Boston: Houghton Mifflin Co. 1999

Niedersächsische Landesforsten: Waldstück. Geschäftsbericht 2021. Gemeinwohlbilanz. Braunschweig 2022

Robert Macfarlane: Im Unterland. Eine Entdeckungsreise in die Welt unter der Erde. Aus dem Englischen von Andreas Jandl, Frank Sievers. München: Penguin 2019, insbes. Abschnitt 4 über den Epping Forest

Benjamin Piel: Plötzlich sind die Grafen die Bösen. Zeit-Online, www.zeit.de/politik/deutschland/2017-10/niedersachsen-atomkraftwindkraft-andreas-graf-bernstorff-landtagswahl (zuletzt 17.2.2023)

Richard Powers: Die Wurzeln des Lebens. Fischer Tb, 3. Aufl. 2020 (The Overstory, Norton & Co. 2018)

Jürgen Prüser: Die Görde, ein Beitrag zur Geschichte des Jagd- und Forstwesens in Niedersachsen. Hildesheim 1969. Zitiert nach Peter Brauer, Ullrich Löb, Jürgen Prüser: Die Görde. Ein Forst und seine Geschichte. Naturum Görde, Görde

D. J. Read, R. Francis, R. D. Finlay: Mycorrhizal mycelia and nutrient cycling in plant communities. In: Fitter, Atkinson, Reade, Usher (ed.): »Ecological Interactions in Soil« Oxford: Blackwell Scientific 1985

Johann Parum Schultze: Die Wendland Chronik, geschrieben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Karl Kowalewski. Lüchow: Alte Jeetzel-Buchhandlung und Verlag 1991

Merlin Sheldrake: Verwobenes Leben: Wie Pilze unsere Welt formen und unsere Zukunft beeinflussen. Alles über das geheime Leben der Pilze. Übers. Sebastian Vogel. Berlin: Ullstein Hardcover 2020

Suzanne Simard, D. A. Perry, M. D. Jones et al.: Net transfer of carbon between tree species with shared ectomycorrhizal fungi. »Nature« 388, 1997, 579-582

Suzanne Simard: Die Weisheit der Wälder: Auf der Suche nach dem Mutterbaum. Übers. Manfred Allié, Gabriele Kempf-Allié. München: btb (Penguin Random House) 2022. Engl.: Finding the Mother Tree. Uncovering the Wisdom and Intelligence of the Forest. Penguin Random House UK 2021. Das Buch ist fast zeitgleich in den USA bei Alfred Knopf erschienen unter dem ähnlichen Titel »Finding The Mother Tree. Discovering How the Forest is Wired for Intelligence and Healing«. In einer Großdruck-Ausgabe, ebenfalls zeitgleich, lautet der Titel »Finding The Mother Tree. Discovering the Wisdom of the Forest«

Suzanne Simard: How I uncovered the hidden language of trees. In: »New Scientist«, Issue 3332, »Are Trees Sentient?« 1 May 2021, in diesem Buch übersetzt von H. Schreier.

Publius Cornelius Tacitus: Germania. De Origine et situ Germanorum Liber, 1-5, Das Land und seine Geschichte

Norisama Takayama: »The therapeutic effect of taking in the atmosphere of a forest«, 2008. <http://web.fi.ibimet.cur.it/MMV4/data/files/Takayama> (zuletzt 17.2.2023)

Lynn White, Jr.: The Historical Roots of Our Ecologic Crisis. »Science«, New Series, Vol. 155, No. 3767 (Mar. 10, 1967), pp. 1203-1207, für dieses Buch übersetzt von H. Schreier.

Monika Wulf und Hans-Jürgen Kelm: Zur Bedeutung »historisch alter Wälder« für den Naturschutz – Untersuchungen naturnaher Wälder im Elbe-Weser-Dreieck. Norddeutsche Naturschutzakademie. Berichte. Heft 3, 1994, S. 15-50

Marina Winkler: Wood Wide Web – Wahrheit und Mythos. www.baumpflegeportal.de/sonstiges/wood-wide-web-wahrheit-mythos/ (zuletzt 17.2.2023)

Wolfgang Ziegler: Die Käferfauna der Binnendüne von Klein-Schmölen bei Dömitz/Elbe. In: »Virgo« 22. Jg. 2019. www.zobodat.at/pdf/Virgo_22_0003-0027.pdf (zuletzt 17.2.2023)

DANK DES VERLAGES

Für die EUROPEAN ESSAYS arbeiten wir in der Bebilderung mit Bildenden Künstlerinnen und Künstlern zusammen, insbesondere mit RÜDIGER TILLMANN, von ihm stammen die betörenden Federzeichnungen im Vor- und Nachsatz dieses Buches sowie weitere Zeichnungen. Mehr von ihm findet man z. B. hier: www.derwaldrauscht.de.

Die genauen, gezeichneten Porträts der Autorinnen und Autoren der Serie stammen von ANIKA TAKAGI.

Von HELMUT SCHNIEDER stammen die verstörend schönen Nachtaufnahmen aus dem Elbholz und weitere Waldbilder. Mit seinen Sternenbildern existiert ein Buch: Sternennächte im Vierländer- eck, ISBN 978-3-245524-133-2.

DETLEV RASENBERGER danken wir für die Abdruckgenehmigung seines Werkes auf S. 39.

MARKUS KLUGER (infografiker.com) für seine Kartografie, die ebenfalls Bestandteil der Buchreihe ist.

Für weitere Abdruckgenehmigungen danken wir den Kolleginnen und Kollegen:

beim Landesamt für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen für die historischen Karten,

der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH für die Abdruckrechte der Übersetzung aus Suzanne Simards »Die Weisheit der Wälder«,

der Wallstein Verlag GmbH und Irmgard Born für die Abdruckrechte an den Gedichtauszügen von Nicolas Born,

dem Muséum national d'Histoire naturelle in Paris für das Pilz- Aquarell von Jean-Henri Fabre,

der Alte Jeetzel-Buchhandlung und Verlag GmbH für die Zitate aus der »Wendland-Chronik« von Johann Parum Schultze.

Von Helmut Schreier stammen Fotos und Drucke.

Wir danken Elisabeth von Maltzahn für ein Foto und vorzügliche Bewirtung.

DANK DES AUTORS

an Swen Alpers, den hilfreichen Kenner kluger Bücher und märchenhafter Wälder,

an Adrian Bayley, Meister der Feldstudien, Compagnon bei der Erforschung des Long Mynd und der Tinsdaler Heide,

an Carmen Borchers, die freundliche Wächterin der Tongruben-Lebensgemeinschaft,

an Heinrich Fahren, meinen im Landleben verwurzelten Nachbarn,

an Katrin Hille, die aktuelle Konzepte – die Schriften von Judith Harris und Suzanne Simard – mit mir teilt,

an Otto Jansen und an Gebhard von Wense – beide Jäger, deren Jagd-Ethik mich berührt hat,

an Klaas Jarchow, Impulsgeber und sensibler Dirigent des verlegerischen Orchesters,

an Axel Kahrs, den Freund mit der leichten Rede und der tiefen Literatur-Symbiose, die das Nature-Writing einschließt,

an Hans-Jürgen Kelm, den Kenner und Beschützer alter Wälder, der seine Buchschätze mit mir geteilt hat,

an Heinke Kelm, die – in der Welt der Botanik zu Hause – jedes Kraut, Moos, Gras identifiziert und deren Lebensgemeinschaften erhalten hilft,

an Claus-Peter Lieckfeld, der die Ökologie der Heide versteht und mit den Heidegeistern vertraut ist,

an Jürgen Liepe für den fortlaufenden Diskurs über die feinen Unterschiede der urbanen im Vergleich zur ländlichen Lebensweise,

an Monika und Klaus Müller-Klug, Erbauer des Skulpturengartens, in dem Kunst und Natur einander kommentieren,

an Waldemar Nottbohm, dessen Wächter-Skulpturen aus Eiche Gilgameschs Zedern-Geist in den Auenwald bringen,

an Wolf-Peter und Maren Polzin für Gespräche und Exkursionen bei den Rostocker Baumtagen, am Elbufer und bei der Binnendüne,

an Hans-Helmut Poppendieck für Exkursionen an die Wakenitz und in den Hasbruch, und viele schöne Gespräche über unser Baumland,

an Helmut Schnieder, der Tag und Nacht Baumbilder und Sternbilder aufnimmt, um sie mit allen zu teilen,

an Ulrich Vollmers für den langen und andauernden Austausch über Wälder, Bäume, Hunde und Menschen,

an meine Frau Elisabeth von Maltzahn: Sie führt das Gespräch mit mir auf unserem Weg durch Feld und Wald und pflückt mit mir – in den Worten des irischen Dichters William Yeats – »die Silberäpfel des Mondes und die Goldäpfel der Sonne«.

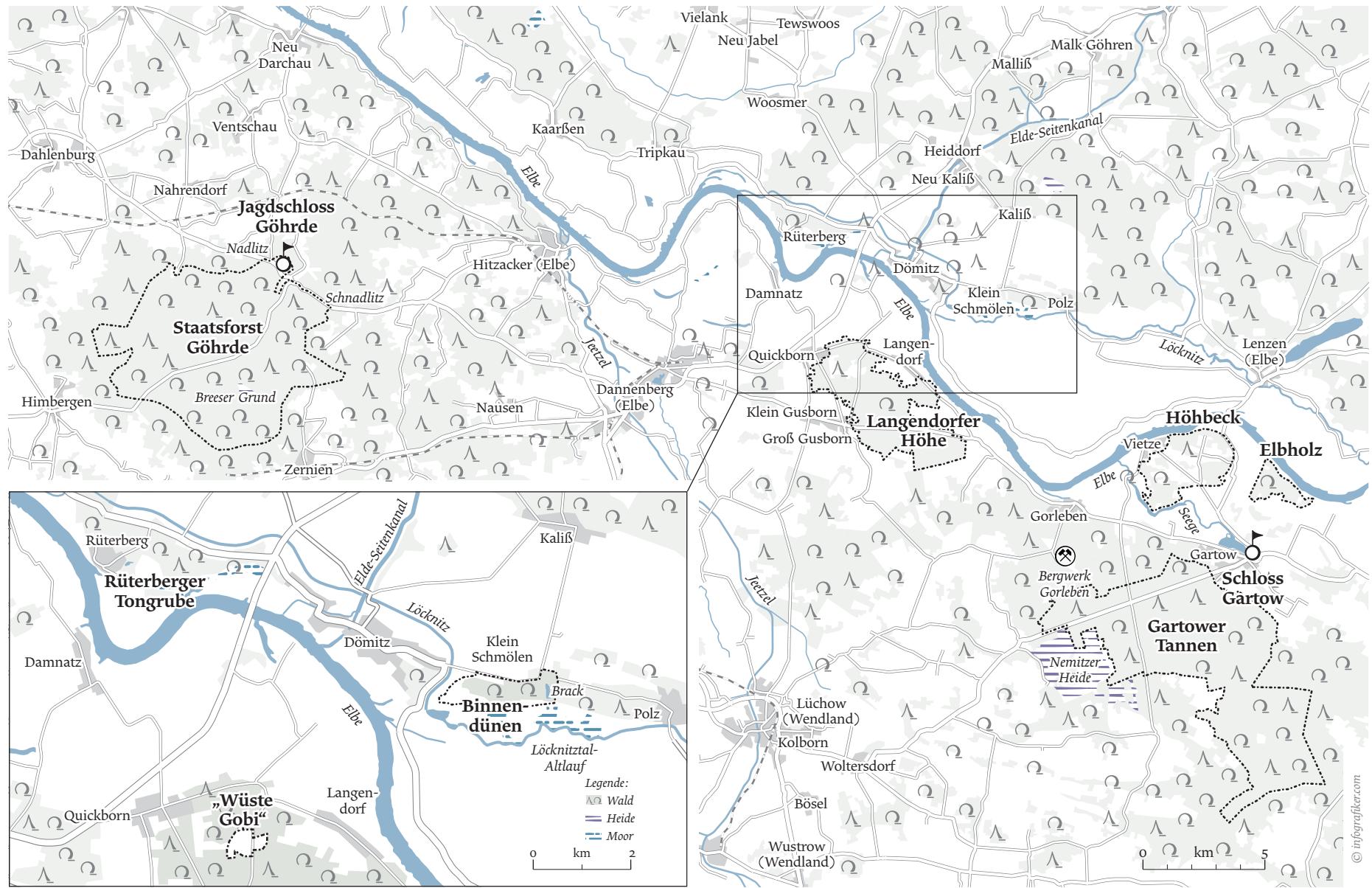
PAUL HELMUT SCHREIER

war Professor am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Hamburg, dort auch Geschäftsführender Direktor des Instituts für Didaktik der sozialwissenschaftlichen Fächer sowie Visiting Professor an der Universität of Texas, der Texas Wesleyan University und der University of Nebraska. Er ist Ehrendoktor der Christian-Albrechts-Universität Kiel.

Von ihm liegen zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen vor, u. a. zur Philosophie John Deweys. Darüber hinaus hat eine Reihe von weiteren Büchern veröffentlicht: »Die Spur der Steine«, »Ein Fußgänger auf der Reise in der Neuen und in der Alten Welt«, »Bäume«, »Urstromtal« und »Baumland« (Letzteres gemeinsam mit Hans-Helmut Poppendieck).

»Je älter ich werde, umso deutlicher erkenne ich meine Abhängigkeit von der Natur: ihren Reichtum, ihre Großzügigkeit, die Quelle meiner Freuden, meines Nachdenkens und meiner Depressionen: Ist es zu spät? Wird die Erde unbewohnbar werden für Mensch und Tier? ... Die Pflanzen und Pilze machen mir keine Sorge: Sie werden noch da sein, wenn wir weg sind. Die Menge der Dinge, die mich zum Nachdenken und zur Bewunderung bringen, verblüfft mich. Wenn man den Blick für die außergewöhnlichen Erscheinungen, die uns umgeben, bewahrt, gewinnt man im Lauf des Lebens eine neue Lesart der Natur: Was kurios erschien, offenbart eine philosophische Dimension und behält doch die ursprüngliche Rätselhaftigkeit und das Alltägliche – vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und die Nacht hindurch. Hierüber berichte ich von Zeit zu Zeit in einem Blog: naturlesen.wordpress.com.«





ANDERE WÄLDER

Empfehlungen des Autors zu Waldbesuchen

Eine der besten Freuden, die ich kenne, ist es, in verschiedenen eingerichteten Waldräumen unterwegs zu sein, zu Fuß »umher-schweifend« (»sorgenfrei« und ziellos, wie es Horaz in seiner Ode vom »integren Leben« – *integer vitae scelerisque purus* – zu einer Zeit formuliert hat, als ihn unter den heute noch lebenden Bäumen nur ein paar Eiben hätten vernehmen können, immerhin). Wanderkarte und Zielidee helfen bei solchen Waldgängen, solange sie die Stimme des Waldes nicht übertönen. Man sollte bereit sein, den Verlockungen dieser Stimme zu folgen, auch wenn das einen Umweg bedeutet.

Welche Wälder sind leicht erreichbar, für Spaziergänger eingerichtet – digitale Wanderkarte verfügbar – und doch so wild und attraktiv, dass sie Begegnungs-Erlebnisse bieten? Ich gebe drei Beispiele aus Norddeutschland und füge ein vierthes hinzu, das ganz aus dem Rahmen fällt.

Der **Hasbruch** bei Delmenhorst ist leicht zu finden, bei der Raststätte »Hasbruch Nord« an der A 28 bei Ganderkesee, dort ist auch die Abfahrt rechts zum Naturschutzgebiet Hasbruch, Parkplatz etwa nach einem Kilometer beim Forsthaus, Wanderkarte abrufbar unter www.hasbruch.de/hasbruch/freizeit/wanderkarte. In der Mitte als Querriegel der »Urwald« oder »Naturwald«: Der älteste Teil des Waldes



mit den alten Huteeichen, von denen sich vor allem die »Friederikeneiche« als Wanderziel anbietet. Das gesamte Gebiet wechselt vom Bruchwald mit seinen Wasserzügen (spektakulär die »Brookbäke«) zu weit offenen alten Wäldern mit selten ausgedehnten Weißbuchenbeständen, deren zu Bergen aufgetürmtes Totholz an versteinerte Muskeln erinnert, oder Strecken von Ilex, der das Gelände des Unterholzes ganz für sich beansprucht. Die Stechpalme, englisch *Holly*, wächst hier deshalb in Massen, weil das Klima ähnlich feucht sei wie das in England, meint Hans-Helmut Poppendieck. Wir fragen uns, ob der Name »Hollywood« zur Übersetzung von »Hasbruch« taugt. Breite Waldwege, sogar Kastanienalleen und anderes Menschenwerk wie Aussichtstürme, Hütten und aus stehendem Altholz geschnittene Skulpturen erscheinen im Wechsel mit anscheinend vollkommen unberührten wilden Passagen.

Zugegeben, der Name »Nationales Naturmonument **Ivenacker Eichen**« klingt ziemlich grandios, und die Bundesstraße 194 bei Stavenhagen erscheint auf den ersten Blick ein wenig abgelegen, aber die Mecklenburgische Seenplatte, wo dieser Wald mitsamt Wildgehege liegt, ist ein beliebtes Urlaubsziel, und wer die Ansammlung uralter Huteeichen einmal besucht hat, vergisst sie nicht. Der Prinzipal unter diesen Bäumen allein wäre bereits Grund genug zu kommen. Die Person links unten hinter der Stammwurzel macht die Da-



ten auf dem Schild am Weg plausibel: Stiel-eiche, *Quercus robur*, vermutetes Alter ca. 1000 Jahre, Höhe 35,50 m, Stammmumfang 10,96 m, Stammdurchmesser 3,49 m, Holzvolumen ca. 180 Festmeter. So alt und doch so stark, so voller Kraft und Saft! Unter den vielen Huteeichen sind weitere Prachtexemplare, und weil das Gelände als Wildgatter umzäunt ist, begegnet man auch Damwild, Wildpferden, Kühen und Turopolje-Schweinen. Baumwipfelpfad und Aussichtsturm bieten dem, der die Baumwelt zu lesen versteht, einen Blick auf das stille Drama maroder Huteeichen, die von aufstrebenden Buchen umzingelt wurden und nun an Lichtmangel eingehen. Die Buchen, die über Jahrhunderte vom Weidevieh und später von Hirschrudeln abgefressen wurden, sobald sie ihre Blättchen aus dem Boden steckten, sind nach Art der Buchen enorm rasch emporgewachsen, als die Zeit der Waldweide und der großen Jagden vorbei war.

Die **Milseburg** in der hessischen Rhön liegt in jenen Wäldern, die bereits von den Missionaren, die im achten Jahrhundert den heidnischen Riesen Mils in diesen 835 Meter hohen Berg verbannten, »Buchonia« genannt wurden, Buchenland.

»Totenlade« war das Wort, das ich für die auffällige Form des Bergs noch aus der Kindheit im Ohr habe, ähnlich, wie ich noch sehe, dass die Buchentrupps um mich herum die gleichen Hängen empormarschieren, die ich damals hinaufsprang und heute



hinaufkeuche. Die Gestalt des Berges und die Pfade unter lichtem, schwebenden Buchengrün auf grauen Basaltfelsen unterm Fuß, die am Gipfel zu schwarzen Basalttreppen mutieren, bilden das Motiv für die unverwechselbare Melodie des Aufstiegs.

Der Berg ist von der Autobahn A 7 aus sichtbar. Abfahrt Fulda nehmen und Richtung Hofbieber fahren. Vom großen Parkplatz zwischen Danzwiesen und Kleinsassen führt ein Wanderpfad hinauf. Oben ist eine bewirtschaftete Hütte, eine Kapelle, eine Kreuzigungsgruppe, unterwegs sind Reste einer Wallanlage aus der Keltenzeit und einer Burg aus dem Mittelalter, alles auf Lehrtafeln erläutert. Aber der Buchenwald gibt den Ton an: In immer neuen Formationen scheint er vor wechselnden Panoramen zu tanzen. Eine mit uns wandernde Dame nimmt Fotos von den Auswüchsen und Knollen der Buchenstämme, die an Gesichter oder Körperteile erinnern. Zu Dutzenden belegen ihre Funde, dass der Riese Mils zwar ins Innere des Berges gebannt sein mag, seine heidnisch beseelte Welt uns indes immer noch anspricht.

Der **Platanenwald in der Fonias-Schlucht auf Samothrake** ist ein ziemlicher Geheimtipp, völlig abgelegen: Eine vergleichsweise geringe Zahl von Touristen auf der griechischen Insel will das alte Heiligtum sehen, von dem die berühmte Marmorfigur der Nike stammt, eine der Hauptattraktionen des Louvre. Den Sommer über verbindet eine Fäh-



re Alexandroupoli an der Festlandküste mit Kamariotissa auf der Insel. Beherrscht vom Fengari-Massiv (bis 1611 m hoch) hat sie den nordwestlichen Hang mit dichter Vegetation bedeckt. Dort stürzen viele Bäche kaskadenartig zu Tal. Wasserfälle wechseln mit Gesteinströgen, aus denen neue Wasserfälle fließen. Die Mündung des Fonias lädt zum Aufstieg in die Schlucht ein, die von morgenländischen Platanen spektakulär umsäumt ist. *Platanus orientalis* wächst zu gigantischer Größe heran, der Platanenwald gewinnt eine unheimliche, irgendwie aus der Welt gefallene Dimension. Ein Touristenpaar kommt uns begeistert entgegen: »Dass es so was gibt – da können sich unsere deutschen Wälder verstecken!«

EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE NEU AB FRÜHJAHR 2023



WO WIR LEBEN

Landschaften und Naturphänomene in Europa. Beschrieben in ihrer Eigentümlichkeit. Berichtet wird davon, was die jeweilige Landschaft ausmacht, was sie war, was sie ist, was sie wird. Die Autorinnen und Autoren haben freies Spiel, ihr persönlicher Zugang zur jeweiligen Landschaft bestimmt und führt den Text. Die Texte verleiten zum eigenen Naturerleben und -erforschen.

EUROPEAN ESSAYS

Die Bücher dieser Reihe erscheinen im Verbund mit Kolleginnen und Kollegen in Europa.

DRUCKEREI GUGLER

Die Bücher werden mit dem höchst möglichen nachhaltigen und gesundheitsverträglichen Standard gedruckt: Klimapositiv; und nur was unschädlich für Mensch, Tier und Umwelt ist, darf verwendet werden. Greenprinting ohne Greenwashing.

IM WALD UND UNTER BÄUMEN

Anhand von fünf Waldstücken an der mittleren Elbe erzählt Helmut Schreier von Bäumen als Landschaftsgestaltern. Bäume bilden Landschaften ganz unterschiedlicher Art. **UNTER BÄUMEN** meint der Philosoph und Naturkundler in dreierlei Weise: Er erzählt vom Unter-Bäumen-sein, unter ihnen zu stehen, und was man dann erlebt. Er berichtet von den Verbindungen, die Bäume unterirdisch eingehen. Und er ruft uns die große, erdumspannende Gemeinschaft der Lebewesen ins Bewusstsein. Unter anderem unsere Gemeinschaft mit den Bäumen.

Buchenhallen und Fichtenwände. Die Etikette des Waldlaufens. Die Anmutung von Waldräumen. Geschichte und Erdgeschichte. Das wood wide web. Helmut Schreier erkundet Waldlandschaften rechts und links der mittleren Elbe. Er nennt seine Lieblingswälder in Deutschland und Europa.

Mit Links zu weiteren Informationen und Karten.

WWW.EUROPEANESSAYS.EU

ISBN 978-3-96194-204-6

20,00 € (D)

